Neue Erzählungen

für

Kinder und Kinderfreunde.

Drittes Bändchen.

Ludwig,

der kleine Auswanderer.

St. Gallen.
Zu haben im Litteratur-Comptoir.

1839.

Erstes Kapitel.

Das verirrte Kind im Walde.

Lorenz Linder, der Pächter eines kleinen Landgütchens zu Ellersee, war mit Anbruch der Morgenröthe in den Wald gegangen und hatte den ganzen Tag hindurch Holz gefällt. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, machte er sich mit einem großen Büschel Reisholz auf dem Rücken und mit seiner Axt über der Schulter auf den Weg nach Hause. Da hörte er aus einem Dickicht des Waldes eine kläglich jammernde Stimme. „Ach," sagte Lorenz voll Mitleid, „das ist ein Kind, das sich in dem Walde verirrt hat. Ich will es aufsuchen und auf den rechten Weg führen."

Er drang mit Mühe durch das verwachsene Gesträuch und kam auf einen grünen Platz, der rings von Schlehendornen und Haselstauden umgeben war und in dessen Mitte ein großer Eichbaum stand. Unter dem Baume kniete ein holder, lieblicher Knabe von etwa sechs bis sieben Jahren. Der Knabe blickte mit seinen schönen, schwarzen Augen andächtig zum Himmel; die hellen Thränen flossen ihm über die röthlichen Wangen und seine empor gehobenen Hände waren fest gefaltet. Er war sehr gut und zierlich gekleidet. Sein dunkel-

blauer Frack war von sehr feinem Tuche; alle übrige Kleidungsstücke waren weiß wie Schnee. Reichliche schwarze Locken hingen ihm auf die Schultern herab; den Hals trug er bloß, und ein schön gestickter Halskragen vom feinsten Nesseltuche war über das dunkelblaue Kleid ausgebreitet. Der bekümmerte Kleine hatte übrigens weder Hut noch Mütze bei sich. Er wiederholte jetzt die Worte, die er schon ein paar Mal laut ausgerufen hatte, noch ein Mal. „O, mein Gott, mein Gott," rief er in französischer Sprache, „erbarme Dich meiner!"

Lorenz verstand kein Französisch. Allein der gute Knabe hatte die Worte so rührend ausgesprochen, daß sie dem ehrlichen Lorenz dennoch tief in das Herz drangen. Sobald der weinende Knabe den Mann erblickte, sprang er auf, eilte auf ihn zu, nahm ihn freundlich bei der Hand und bat, in gebrochenem Deutsch, inständig und flehentlich, ihn zu seiner Mutter zurück zu führen.

Lorenz fragte den Knaben, wo seine Mutter sich aufhalte und wie es komme, daß er sich in diesem Walde verirrt habe. Mit Mühe und öfterm Fragen verstand Lorenz die Erzählung, die der Kleine von seinem Unfalle machte, so ziemlich. Der Knabe war aus Frankreich und hieß Ludwig. Seine Eltern hatten, als die Revolution ausgebrochen war, sich nach Deutschland geflüchtet. Ludwig war damals noch kaum drei Jahre alt gewesen. Sein Vater hatte einen der ent-

flohenen Prinzen begleitet und befand sich gegenwärtig noch unter dessen Gefolge. Die Mutter hatte sich mit Ludwig indessen zu Trier aufgehalten. Als die französischen Kriegsheere sich der Stadt näherten, nahm Ludwig's Mutter auf's neue die Flucht. Auf ihrer Flucht war sie nun heute in einem großen Dorfe unweit des Waldes angekommen. Ludwig war mit seiner Mutter vom frühen Morgen bis Mittag in einer Kutsche gesessen, die gedrängt voll Flüchtlinge war. Er wünschte, bis das Essen fertig würde, in dem Garten am Wirthshause sich eine kleine Bewegung zu machen. Die Mutter erlaubte es ihm; verbot ihm aber ernstlich, sich aus dem Garten zu entfernen. Ludwig versprach zu gehorchen und sprang voll Freude und ohne Hut in den Garten hinab. Allein da erblickte er einen Schmetterling von gar prächtigen Farben und wollte ihn fangen. Der Schmetterling flog über die Hecke. Zum Unglücke stand die Gartenthür offen. Ludwig verfolgte das bunte, flüchtige Thierchen auf die große Wiese, die an den Garten stieß. Nun ließ sich auf ein Mal in dem nahen Walde der Kuckuk hören. Ludwig hatte unter seinen Spielsachen einen Kuckuk gehabt, der sehr artig aus Holz geschnitzt und mit Farben bemalt war. In dem Gestelle, auf dem der Vogel saß, befand sich ein kleiner Blasebalg, durch dessen Bewegung man den Ruf des Kuckuks hervorbringen konnte. Ludwig freute sich sehr, jetzt einmal einen lebendigen Kuckuk zu hören; er wünschte ihn auch zu

sehen und dachte nicht mehr an den Schmetterling. Er sprang sogleich hinein in den Wald. Es war aber, als wolle der Vogel ihn nur zum Besten haben; er ließ sich von Zeit zu Zeit auf einem andern Baume tiefer im Walde hören, ohne daß Ludwig das Geringste von ihm sah. So wurde denn der arme Ludwig sehr tief in den Wald gelockt. Es fiel ihm nun doch ein, wieder zu seiner Mutter zurück zu kehren. Er lief, so schnell er konnte. Allein er wußte sich nicht mehr zurecht zu finden. Anstatt nach dem Dorfe zu laufen, entfernte er sich immer mehr davon. Er irrte mehrere Stunden im Walde umher, und gerieth zuletzt so tief zwischen Büsche und dornige Gesträuche hinein, daß er keinen Ausweg mehr fand. Ermüdet und von heftigem Hunger gequält, war er unter dem Baume, unter dem ihn Lorenz fand, auf die Knie gesunken und hatte mit heißen Thränen zu Gott gefleht, ihn aus dieser äußersten Noth zu erretten.

Lorenz sprach: „Du hast einen großen Fehler gemacht, mein lieber Ludwig, daß Du Dich durch die bunten Farben eines Schmetterlings und den lustigen Ruf des Kuckuks verleiten ließest, den Befehl Deiner Mutter zu übertreten.“

Ludwig nickte treuherzig mit dem Kopfe und weinte schmerzlicher.

„Nun, nun,“ sagte Lorenz liebreich, „weine nicht mehr! Ich denke, Gott hat Deine Reue angesehen und Dein kindliches Gebet erhört. Ja, glaube mir, er hat Dir verziehen

und Dir Hülfe geschickt. Danke ihm nun dafür, dem lieben Gott und versprich ihm, daß Du künftig vorsichtiger sein und das vierte Gebot nicht mehr so leichtsinnig vergessen wollest. Du hast nun erfahren, wie leicht ein Mensch, der nur seiner Augenlust folgt und jeder lustigen Stimme Gehör gibt, auf Abwege und in große Noth gerathen könne.

Ach," fügte Lorenz noch bei, „es gibt in dieser Welt noch manche bunte Dinge, die einen Menschen leichter verführen können, als ein Schmetterling; und die lockende Stimme der Verführung kann besonders die Jugend in größeres Unglück stürzen, als der Ruf des Kuckuks. Gott wolle Dich davor bewahren und Dich glücklich und unbeschädigt durch diese Welt führen. — Doch, nun komm' mit mir; ich will Dich wieder zu Deiner Mutter bringen."

Lorenz führte den Knaben auf einen schmalen Fußsteig, der nicht leicht zu finden war, aus dem Dickicht heraus auf den gewöhnlichen Weg.

Zweites Kapitel.

Die Nachtherberge.

Ludwig ging mit dem freundlichen Manne durch den Wald hin, nach Ellersee zu. Unterwegs fragte ihn Lorenz, wie das Dorf heiße, in dem seine Mutter zu Mittag speisen wollte. Ludwig wußte es nicht zu nennen; er beschrieb es

aber. Er sagte, es liege an einem Berge, auf dem ein schönes, großes Schloß aus dem Walde hervor rage.

„Das ist Waldenberg," sagte Lorenz; „es ist aber über zwei starke Stunden dahin. Du bist zu müde, heute noch so weit zu gehen. Auch hast Du nicht zu Mittag gegessen und wirst wohl sehr hungerig sein. Mein Haus ist gar nicht weit von hier. Da mußt Du mit mir zuerst auf die Nacht essen; dann nehm' ich Dich zu mir auf ein Pferd und wir galoppiren mit einander nach Waldenberg. In einer Stunde bist Du dann wieder bei Deiner Mutter."

Der lebhafte Knabe freute sich sehr, reiten zu dürfen, was er sich schon lange vergebens gewünscht hatte; allein noch mehr freute er sich, heute noch seine Mutter wieder zu sehen. Er hätte vor Freude hüpfen mögen, wenn er nicht so gar müde gewesen wäre.

Sobald Ludwig mit Lorenz aus dem dunkeln Walde heraus kam, erblickte er das freundliche Dörflein Ellersee. Es lag an einem kleinen, mit Erlen umkränzten See und war eben jetzt herrlich von der untergehenden Sonne beleuchtet. Das Haus des guten Lorenz war ihnen das nächste und sie hatten dahin nur noch ein paar hundert Schritte.

Lorenz's Ehegattinn, Mutter Johanna, kam, mit ihrem kleinsten Kinde auf dem Arme und von ihren übrigen fünf Kindern umgeben, ihrem Manne aus der Hausthüre entgegen und rief jammernd: „Hast Du es schon gehört? Die

französischen, rothen Husaren sind heute Mittags in Waldenberg angekommen, und vieles Fußvolk, das ihnen nachzog, hat bereits alle Ortschaften jenseits des Waldes besetzt."

Lorenz hatte in dem Walde von Allem, was in der übrigen Welt vorging, weder etwas gesehen noch gehört. Er war daher über die Nachricht, die französischen Krieger seien so weit vorgedrungen, nicht wenig erstaunt. Noch mehr aber erstaunte die gute Hausmutter Johanna, daß Lorenz schon einen kleinen Franzosen mit nach Hause bringe. Sie betrachtete indeß die zarte, liebliche Gestalt des Knaben mit Wohlgefallen. Die Kinder schauten ihn zuerst eine Weile scheu und betroffen an; sie näherten sich ihm aber nach und nach, und die kleine Liese sagte: „Ich dachte Wunder, wie fürchterlich die Franzosen aussehen, allein wenn alle so hübsch und freundlich sind, wie dieser da, so werden sie uns Kinder wohl nicht fressen."

Lorenz erzählte seiner Hausfrau, was er von dem Knaben wußte. Sie hatte großes Mitleid mit Ludwig und sagte: „Ach! da wird der arme Kleine wohl recht hungerig sein, ich will daher machen, daß die Suppe bald fertig werde." Sie eilte in die Küche. Die Kinder plauderten indeß mit Ludwig, und die mangelhafte Art, wie er deutsch sprach, belustigte alle sehr.

Sobald die Mutter die Suppe brachte, setzte Ludwig sich mit den Kindern sogleich zu Tische, als wäre er da zu Hause.

Mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit brachte er den Löffel voll heißer Suppe zum Munde und hätte sich beinahe die Lippen verbrannt. „Ach," rief er, da ihm das Wörtlein heiß nicht sogleich einfiel, „in das Supp' ist viel Sommer!" Die Kinder lachten, allein sie verstanden sehr gut, was er sagen wollte.

Der Vater fragte ihn während des Essens, in welchem Gasthofe zu Waldenberg er eingekehrt habe. „In dem goldenen Wildpret!" sagte Ludwig.

„Er meint den goldenen Hirsch," sprach der Vater, und verbot den Kindern ihr lautes Gelächter, obwohl er selbst sich des Lachens nicht ganz enthalten konnte.

Nach der Suppe brachte die Mutter eine große Schüssel voll schöner, röthlicher Erdäpfel. Ludwig schälte ein paar, ließ sie aber unberührt auf seinem Teller liegen. Er war gewöhnt, die Erdäpfel nur als eine Beispeise zu eingemachtem Fleische zu essen. Er hätte gerne ein eingemachtes Huhn gehabt, wußte es aber in diesem Augenblicke nicht zu nennen. Da blickte er durch das Fenster, deutete auf die Thurmspitze, auf der ein vergoldeter Hahn in der Abendsonne flimmerte und fragte: „Was das?" Die Kinder glaubten, er meine den Thurm und sagten: „Der Kirchthurm!" „Nun wohl," sagte Ludwig, „so koch mir jung Kirchthurm!" Eltern und Kinder lachten nun zusammen.

Der Vater erklärte ihm das lustige Mißverständniß. Die

Mutter aber sagte: „Lieber Ludwig, junge Hühner wären für uns Landleute eine zu kostbare Speise; wir verkaufen die Hühner, die wir ziehen, in der Stadt, um für das Geld andere Dinge einzukaufen, die uns nöthiger sind.“ Indeß brachte sie ihm Butterbrod. Er aß es mit Lust und versicherte, es schmecke und sättige so gut, als der beste Braten.

Nach dem Essen sprach der Vater: „Heute, mein lieber Ludwig, können wir nicht mehr zu Deiner Mutter reiten. Waldenberg und die ganze Gegend ist von französischem Kriegsvolke besetzt, und da wäre es sehr gefährlich, in der Nacht zu reisen. Du mußt also schon bei uns übernachten und Geduld haben; morgen frühe wollen wir dann sehen, was zu thun ist.“

Ludwig, der sehr müde und schläferig war, ergab sich darein, so gern er auch heute noch seine Mutter gesehen hätte. Die sorgsame Hausmutter Johanna machte ihm oben in der Schlafkammer ihrer Kinder ein reinliches Bettchen zurecht, und Ludwig schlief fast augenblicklich ein.

Als die Mutter alle ihre Kinder zu Bette gebracht hatte, ging sie vor die Hausthüre und setzte sich zu ihrem Manne auf die Bank. Denn hier saßen sie an schönen Abenden nach vollbrachtem Tagewerke gewöhnlich noch eine Weile, überlegten, was morgen alles zu thun sei, redeten von der

Erziehung ihrer Kinder und dankten Gott für seine Wohlthaten.

Nachdem Beide eine Weile nachdenkend geschwiegen hatten, sagte Johanna: „Ich halte es für rathsam, daß Du morgen vorerst allein, ohne unsern kleinen Gast mitzunehmen, nach Waldenberg gehest. Ludwig's Mutter, die sich vor ihren Landsleuten geflüchtet, hält sich wahrscheinlich im Verborgenen noch dort auf und wartet, bis der Knabe wieder aufgefunden ist. Brächtest Du ihn nun sogleich mit Dir, so könnte das gar leicht Aufsehen erregen und der armen Mutter Gefahr bringen."

„Da hast Du recht;" sprach Lorenz. „Morgen will ich zuerst allein dahin gehen, um der guten Frau Nachricht von ihrem Kinde zu bringen. Sobald der Tag anbricht, will ich mich auf den Weg machen, um so bald möglich dahin zu kommen und so ihr eine jammervolle Stunde zu ersparen."

„Das thue," sagte Johanna; „ach, ich kann mir denken, wie es ihr um das Herz sein mag. Ich würde vor Jammer vergehen, wenn ich im fremden Lande eines meiner Kinder verloren hätte. Damit Du aber auch eine Ursache angeben kannst, warum Du nach Waldenberg kommest, so will ich Dir ein halbes Dutzend von den schönen, jungen Hühnern mitgeben, die jetzt eben groß genug und auch so fett sind, daß man sie sogleich braten kann."

„Das ist klug,“ sagte Lorenz. „Die Hühner werden mir statt eines Passes dienen, damit ich leichter durch die aufgestellten Wachen hindurch komme. Auch wird die Frau Hirschwirthinn, die gar eine brave Frau ist, sie mir sehr gerne abkaufen, um die fremden Gäste gut zu bewirthen. Was aber die Hauptsache ist, so kann sie mir über die Mutter des kleinen Ludwig's sicher die beste Auskunft geben. Ich will also den Gang dahin wagen.“

„Es ist allerdings ein kleines Wagstück,“ sagte Johanna; „allein da es ein Werk der Barmherzigkeit ist, so wird es mit der Hülfe Gottes gelingen. Dieß glaube ich fest; sonst ließe ich bei dieser gefährlichen Kriegszeit Dich um alle Welt nicht gehen. Gutes zu thun, ist aber der Beruf eines jeden Menschen, und wer in seinem Berufe wandelt, der wandelt unter Gottes Schutz.“

Drittes Kapitel.

Jammer einer Mutter.

Am andern Morgen, bald nach drei Uhr, da noch kaum die erste Morgenhelle zu bemerken war, nahm der gutherzige Pächter Lorenz den Korb mit den Hühnern, befestigte ihn an seinem Stabe, schwang ihn über die Schulter und wanderte mit eiligen Schritten Waldenberg zu. Der rüstige Mann kam deßhalb auch sehr bald wieder zurück.

Als es eben auf dem Thurme zu Ellersee sieben Uhr schlug,

trat er mit dem leeren Korbe und dem erlös'ten Gelde schon wieder in seine Stube. Johanna stand eben am Butterfasse. Er setzte sich auf den nächsten Stuhl und wischte sich den Schweiß ab. „Ich habe eben ausgerührt," sagte Johanna. „Sieh, da hast Du ein Glas Buttermilch nebst einem Stück Brod. Erzähle mir nun, was Du in Waldenberg erfahren hast."

„Die Frau Hirschwirthinn" sagte Lorenz, „erzählte mir die Geschichte sehr ausführlich; ich will sie etwas kürzer fassen. Schon am Morgen des vergangenen Tages sah man durch Waldenberg eine Menge Kutschen und Leiterwagen fahren; alle waren gedrängt voll Menschen, die sich vor den herannahenden französischen Kriegsheeren flüchteten. Gegen Mittag kamen so viele Kutschen mit französischen Ausgewanderten, daß sie in den Wirthshäusern des Ortes kaum mehr ein Unterkommen finden konnten. Die bedauernswerthen Leute wollten bloß ein kleines Mittagsmahl nehmen, und sobald ihre Pferde gefüttert waren, eilig wieder weiter fahren. Ludwig's Mutter, eine schöne Frau, von zartem, feinem Aussehen, befand sich unter ihnen. Als es Zeit zum Essen war, rief sie dem Knaben, dem sie erlaubt hatte, in den Garten hinab zu gehen; allein es war nichts mehr von ihm zu sehen noch zu hören. Indem sie überall, in dem Garten, auf der nahen Wiese und auf der Gasse ihn ängstlich suchte, kamen plötzlich einige österreichische

Dragoner in das Dorf gesprengt und sagten, die französischen Husaren folgten ihnen auf dem Fuße. Man hörte in einiger Entfernung scharf schießen. Es entstand ein allgemeiner Schrecken und ein großes Getümmel. Die ausgewanderten Franzosen sprangen eilends vom Tische auf und befahlen, augenblicklich anzuspannen. Einige Herren halfen selbst mit, die Pferde anzuschirren und aus dem Stalle zu führen. Die Angst und der Jammer der bekümmerten Mutter aber waren unbeschreiblich. Sie war blaß, wie eine Leiche und lief, die Hände ringend und mit zerstreuten Haaren, umher; sie bat, uneingedenk, daß die Leute die französische Sprache nicht verstanden, mit heißen Thränen und aufgehobenen Händen alle Menschen, die ihr im Hause und auf der Straße begegneten, ihr den Knaben suchen zu helfen. Indeß aber hörte man immer furchtbarer schießen; es fiel Schuß auf Schuß bereits sehr nahe an den Hecken und Weingärten des Dorfes. Die Reisegefährten der Frau wollten sie bereden, abzureisen, indem sie sonst in Gefahr stehe, gefangen nach Frankreich ausgeliefert zu werden. Allein sie sagte: „Lieber will ich sterben, als mein Kind im Stiche lassen.“

Einer der Ausgewanderten, ein ältlicher Mann, versicherte sie, der Kleine sei mit seinen Gespielen in der Kutsche, die in dem nächsten Gasthofe angehalten, sogleich bei dem ersten Lärmen abgefahren. Die Frau lief sogleich

selbst hinüber in den Gasthof und fragte, ob das auch gewiß sei. Die Wirthsleute sagten: „Ja, ganz gewiß!“ — Ob die Leute die Frau nicht recht verstanden haben oder ob der alte Mann, der sehr um die Frau bekümmert schien, die Leute nur angelernt, die Frau zu hintergehen, um ihr das Leben zu retten, weiß ich nicht. Die arme Mutter wurde, todtenbleich und fast ohnmächtig, von dem zitternden Greise in den Reisewagen gehoben. Als der Wagen zum Dorfe hinaus fuhr, ritten die französischen Husaren auf der andern Seite des Dorfes herein und setzten sich zur Mahlzeit nieder, von der die Geflüchteten, beinahe ohne etwas davon zu kosten, aufgestanden waren.“

„Das ist sehr traurig,“ sagte Johanna; „aber sag' doch, wer ist die unglückliche Mutter? Wie heißt sie und was ist sie sonst für eine Frau?“

Lorenz sagte: „Man nannte sie bloß Madame Düval. Sie schien ehemals reich gewesen zu sein; aber nun scheint sie arm und dürftig. Ihre Kleidung von aschenfarbenem Kattun war nur ganz einfach, wiewohl sehr reinlich. Sie trug weder Gold noch Spitzen. Die Kutsche, in der sie kam, war ganz gemein und ihr Koffer sehr klein. Auch das Mittagsmahl, das sie für sich, ihren Ludwig und jenen alten Mann bestellt hatte, war gar nicht prächtig, ja sogar etwas sparsam. Die Hauswirthinn, die französisch spricht und

mir dieses Alles erzählte, konnte übrigens die Frau nicht genug loben, wie verständig und bescheiden sie sei."

„Ach, die arme Mutter!" seufzte Johanna, indem ihr die hellen Thränen über die Wangen floßen. „Wie groß wird ihr Schrecken sein, wenn sie jene Kutsche einholt und ihren geliebten Ludwig nicht darin findet. Wegen der nachsetzenden Kriegsheere kann sie nicht zurück kehren, ihn aufzusuchen; sie weiß nicht, wie es ihm unter einem fremden Volke ergehen werde. Sie muß fürchten, ihn lange Zeit oder gar nicht mehr zu sehen. Wahrhaftig, sie muß einen Todeskummer empfinden."

„Ich bedaure die gute Frau von ganzem Herzen," sprach Lorenz; „aber wo ist denn ihr Sohn, der kleine Ludwig? Ist er noch nicht aufgestanden?"

„Ach," sagte die Mutter, „das gute Kind schläft noch sanft und süß. Ich habe eben nach ihm gesehen. Der arme Kleine wird sehr bestürzt sein, seine Mutter vielleicht Jahre lang nicht mehr zu sehen."

Lorenz sprach etwas bekümmert: „Allein was fangen wir indessen mit dem Kinde an?"

„Das gibt sich von selbst!" sagte Johanna. „Gott hat uns das Kind zugeführt — und so behalten wir es, bis die Mutter wieder kommt und das Kind wieder abholt. Ich denke, Gott hat es so gefügt, daß Du eben nicht weit von

dem alten Eichbaume vorbei gehen mußtest, als das Kind unter dem Baume so herzlich betete."

„Das denke ich auch!" sagte Lorenz. „Aber wie — wenn der Krieg viele Jahre lang dauerte und die Mutter gar nicht mehr zurück kommen würde? Wenn sie auf ihrer traurigen Flucht, auf der sie sicher Vieles auszustehen hat, erkranken und sterben sollte — wie dann?"

„Dann erziehen wir den armen Kleinen mit unsern Kindern," sagte Johanna. „Wo Sechse essen, ißt das Siebente auch mit, ohne großen Aufwand. Gott wird uns das Wenige, das wir haben, wenn wir es mit einem armen Kinde theilen, um so reichlicher segnen. Derjenige, der mit fünf Broden fünftausend Mann in der Wüste speis'te, lebt noch!"

„Das ist wahr!" sagte Lorenz; „allein wenn gute Leute, die reicher sind, als wir, sich des Kindes erbarmen und es aufnehmen wollten, so wäre es mir doch lieb!"

„Wenn sich solche Leute fänden und sich selbst dazu erböten," sagte Johanna, „so wäre mir das vielleicht auch recht. Allein bitten wollen wir sie nicht darum. Die reichsten Leute sind nicht immer die freigebigsten. Und auch die Freigebigsten unter ihnen könnten zwar mehr für den armen Knaben thun als wir, aber mit willigerm Herzen könnten sie es gewiß nicht thun. Ich fühle einmal ein Mutterherz zu dem Knaben und Du, liebster Lorenz, — ich weiß es

gewiß — bist nicht weniger liebreich gegen denselben gesinnt; Du hast sicher ein Vaterherz für ihn."

„Das wohl!" sagte Lorenz und fing nun an zu rechnen, ob sie bei dem geringen Ertrage ihres kleinen Pachtgutes so viel erübrigen könnten, den Knaben zu ernähren und zu kleiden. Lorenz kam aber mit seiner Rechnung nicht zurecht.

Allein Johanna unterbrach ihn und sagte: „Wenn man etwas Gutes thun will, muß man nicht gar so genau rechnen; man muß dem lieben Gott auch etwas zutrauen. Ich dachte schon immer, wenn unser kleiner Konrad uns verloren ginge und unter landfremden Menschen — etwa in Frankreich — hülflos und verlassen umher irrte — nicht wahr, da wünschten wir wohl recht herzlich, daß gute Menschen sich seiner erbarmen und ihm unter ihrem Dache und bei ihren Kindern ein Plätzchen gönnen möchten! Nun, was wir wollen, daß man uns thue, das sollen wir auch Andern thun." Die Thränen standen ihr in den Augen, als sie dieses sagte.

Lorenz sprach sehr gerührt: „Ich wollte das Kind ja von Herzen gerne annehmen und erziehen, allein da wir selbst nichts Ueberflüssiges haben, so können wir das doch kaum thun."

„Ei," sagte Johanna, „wir Menschen können mehr, als wir manchmachl meinen! Du wolltest mir ja auf dem

nächsten Jahrmarkte ein neues Kleid kaufen; laß das gut sein und verwende das Geld für den armen Ludwig!"

„Du bist doch eine eben so verständige als gutherzige Frau!" rief Lorenz, indem seine bedenklichen Mienen verschwanden und seine gewöhnliche Fröhlichkeit wieder sein ganzes Gesicht erheiterte. „Ja, ja," sagte er, „so wollen wir es machen; und auch ich will mich mit meinem alten Sonntagsrocke noch ein Jahr länger behelfen. So ist einstweilen für den Knaben gesorgt. Wir wollen ihn also behalten. Der liebe Gott wird weiter sorgen!"

In diesem Augenblicke trat der kleine Ludwig, völlig angekleidet, zur Thüre herein, wünschte Beiden sehr freundlich guten Morgen und bat Lorenz, nun sogleich zu satteln und mit ihm zu seiner Mama zu reiten.

„Lieber Ludwig!" sagte Lorenz, „Deine Mutter ist schon gestern Mittags von Waldenberg abgereiset und jetzt viele Meilen weit von uns entfernt. Sie war sehr bekümmert um Dich; allein sie konnte nicht dort bleiben. Die Husaren vertrieben sie. Jetzt stehen mächtige Kriegsheere zwischen ihr und uns, so, daß wir jetzt unmöglich zu ihr kommen können."

Der gute Ludwig fing an schmerzlich zu weinen; er schluchzte vor Jammer und inniger Betrübniß. Mutter Johanna setzte sich auf die Bank, stellte den weinenden Knaben zwischen ihre Knie, trocknete mit dem kleinen, weißen Taschen=

tuche, das er bei sich hatte, ihm die Thränen ab und sagte: „Weine nicht, liebster Ludwig! Habe eine kleine Weile Geduld; dann wirst Du Deine liebe Mutter wieder sehen und dann eine desto größere Freude haben. Indessen will ich Deine Mutter sein, sowie mein Mann sich als Vater gegen Dich erweisen wird. Alle meine Kinder werden Dich lieben, als wärest Du ihr Bruder. Alles, was wir haben, wollen wir mit Dir theilen!"

Allein Ludwig wollte sich nicht trösten lassen, und hörte nicht auf zu weinen. Da versuchte Johanna ein anderes Trostmittel. Sie ging mit ihm hinaus in den Hof am Hause und sagte zu Lorenz, er solle das Füllen aus dem Stalle führen. Lorenz that es. Ludwig hatte noch nie in seinem Leben ein junges Pferd gesehen und wußte nicht, daß dieses Pferdchen noch gar so jung sei. Er rief daher voll Erstaunen: „Ei, ein kleines Pferd, ein kleines Pferd!" Er betrachtete das hübsche Thierchen, das kaum drei Monate alt war, mit großem Wohlgefallen und versicherte, die Pferde in der Stadt seien alle sehr groß; dieß kleine Pferd aber finde er viel artiger. Lorenz setzte ihn auf das Pferdchen und führte es in dem Hofe auf und ab. Ludwig hatte eine ganz ungemeine Freude, das erste Mal zu Pferde zu sitzen und zwar auf einem so kleinen, niedlichen Pferde, das ganz für ihn geschaffen schien. Aller Jammer war vergessen. Er sagte, wiewohl seine Wangen noch von Thränen naß waren, mit

lachendem Munde: „Auf diesem Pferde werde ich morgen oder übermorgen zu meiner Mutter galloppiren.“

„Dieß,“ sagte Johanna zu Lorenz, „hat geholfen und die Traurigkeit des Knaben auf ein Mal in Freude verwandelt. Um bei einem Kinde eine Empfindung, die unangenehm oder gar unrecht ist, zu überwinden, muß man sie nicht geradezu bestreiten, sondern das Kind auf andere Gedanken zu bringen und in ihm andere Empfindungen zu erregen suchen. Dieß thut auch bei Erwachsenen gut, wie ich es öfters bei mir selbst erfahren habe. Wenn mir etwas im Kopfe herum geht, singe ich ein fröhliches Liedchen oder plaudere mit meinen Kindern von etwas anderm, oder erzähle ihnen ein Geschichtchen; oder ich sehe in dem Garten nach, wie schön alles wachse und gedeihe, oder wie schön draußen auf dem Acker der Flachs gerathe und wie lieblich er blühe. Neulich war ich gar übel aufgeräumt, da brachte mir die kleine Liese ganz unerwartet einen Strauß von den ersten Maienblümchen, und ich wurde sogleich wieder aufgeheitert und der besten Laune. Freilich, wenn schwerere Sorgen oder Leiden der Erde uns danieder drücken, da hilft so etwas nicht mehr. Allein dann erhebe ich meine Gedanken zum Himmel und denke an den lieben Gott, der für uns alle sorgt und nach den kurzen Leiden dieser Erde uns ewige Freuden gibt. Da wird es denn sogleich besser mit mir und ich bin wieder getrost, heiter und fröhlich.

Viertes Kapitel.

Die Landleute im Dorfe.

Die Ankunft des französischen Knaben war sogleich im ganzen Dorfe bekannt geworden und machte großes Aufsehen. Es kamen den Tag über eine Menge Kinder und auch viele Mütter zu Lorenz in das Haus, um den fremden Knaben zu sehen. Gegen Abend versammelten sich die Bauern unter der großen Linde, die mitten im Dorfe, nicht weit von der Kirche, stand. Denn hier pflegten sie, nach vollbrachtem Tagwerke, auf den Bänken zu ruhen und bei vertraulichen Gesprächen eine Pfeife Taback zu rauchen. Dieses Mal war Ludwig das einzige Gespräch. Ueber einer Weile kam der Ortsvorsteher und setzte sich zu ihnen. Lorenz bemerkte ihn durch das Fenster und ging mit Ludwig zu ihm hin, um ihm den Knaben vorzustellen. Lorenz erzählte, wie er zu dem Kinde gekommen und sagte dann: „Ich mache Euch hiermit die Anzeige, daß ich das Kind, bis die Mutter es abholt, bei mir behalten werde."

Die Bauern lobten den Lorenz wegen seiner christlichen Liebe; einige meinten jedoch, Lorenz habe schon Kinder genug zu ernähren; es sei nicht klug von ihm, noch ein fremdes Kind anzunehmen. Einer der Bauern aber, Namens Krall, der kein guter Mensch und gegen Lorenz besonders feindselig gesinnt war, behauptete, man müsse den jungen

Franzosen auf der Stelle aus dem Dorfe schaffen. „Denn, bedenkt, Nachbarn!“ sagte er, „die Ausgewanderten sind Feinde Frankreichs; die französischen Soldaten, vor denen wir keine Stunde sicher sind, werden es uns sehr übel nehmen, daß wir ein Kind ihrer Feinde in unserm Dorfe dulden. Sie werden es uns entgelten lassen, unser Dorf plündern oder gar in Brand stecken. Ach, Du lieber Himmel,“ rief er mit wehmüthiger Stimme, „mir ist's, ich sehe unser gutes Dorf schon in Flammen! — — Ortsvorsteher,“ setzte er noch mit einem grimmigen Blick auf Lorenz bei, „ich mache daher den Antrag, daß Ihr den französischen Knaben noch diesen Abend durch den Gemeindediener über die Gränze bringen lasset; den Lorenz aber, der das Kind hierher schleppte, sich dadurch als einen Anhänger der Franzosen offenbarte und uns leicht hätte unglücklich machen können, zu einer gebührenden Strafe an Geld verurtheilt.“

Einige Bauern geriethen über die große Gefahr, in der das Dorf schwebe, in Schrecken und stimmten dem Krall bei; andere aber, die mehr Verstand und menschliches Gefühl hatten, widersprachen dem Krall mit Nachdruck. Es entstand ein Wortwechsel und die Bauern sprachen ziemlich laut. Alle Leute im Dorfe, Jung und Alt, Weiber und Kinder, liefen zusammen, theils um dem Streite zuzuhören, theils um den kleinen Franzosen zu sehen, über den der Streit angegangen war.

Als den Streit anfing, bedenklich zu werden, kam der Pfarrer herbei, hörte eine Weile zu und sagte dann sehr ruhig: „Liebe Freunde und Pfarrkinder! Ihr ängstet Euch ohne Ursache und die Gefahr für unser Dorf, die einige von Euch als sehr groß ansehen, ist gar nicht vorhanden. Die tapfern französischen Krieger sind zu edelmüthig, als daß sie Euch ein Leid zufügen sollten, weil Ihr dieses unschuldige Kind, das von ihren bürgerlichen Streitigkeiten noch nichts versteht, in Euer Dorf aufgenommen; Ihr werdet Euch vielmehr ihre Zufriedenheit und ihr Wohlgefallen erwerben, wenn Ihr diesem armen, hülflosen Kinde, das doch zu ihrem Volke gehört, freundlich und liebreich begegnet. Sollte jedoch Einer oder der Andere aus ihnen damit unzufrieden sein, so legt nur alle Schuld auf mich allein. Sagt ihnen, ich habe Euch gerathen, das Kind in Euer Dorf aufzunehmen. Ich werde mich zu verantworten wissen. Ich halte es mit dem Ausspruche: „Thue recht und fürchte niemand.“

Der Pfarrer nahm hierauf den kleinen Ludwig liebreich bei der Hand und stellte den holden, lieblichen Knaben, der Thränen in den Augen hatte, daß wegen seiner ein so großer Streit entstanden war, in ihre Mitte. „Seht,“ sagte der Pfarrer, „ein solches Kind hat einmal unser göttlicher Erlöser in die Mitte seiner Jünger gestellt und zu ihnen gesagt: „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!“ Ja, er warnte die Jünger und sprach zu ihnen noch weiter: „Sehet

wohl zu, daß Ihr keines von diesen Kleinen gering achtet; denn ich sage Euch, ihre Engel sehen beständig das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist. Euer Vater im Himmel will nicht, daß eines von diesen zarten Kleinen verloren gehe." So sprach unser göttlicher Erlöser. Nun, meine lieben Freunde! Dieses arme Kind hier, der kleine Ludwig, war wirklich verloren; Lorenz, dieser gute Mann, hat es gefunden und es in sein Haus aufgenommen. Wolltet Ihr ihm nun das wehren? Wolltet Ihr darauf bestehen, das Kind solle verloren bleiben und gleich einem verlornen Lämmchen in der Welt herum irren? Da würdet Ihr die heiligen Engel Gottes, denen die Kinder lieb sind, betrüben! Unser göttlicher Erlöser, der alles sieht, was man einem solchen Kinde thut, so ansieht, als hätte man es ihm selbst gethan, würde übel mit Euch zufrieden sein. Ihr würdet Euch dem himmlischen Vater, der da will, man solle sich solcher verlornen Kinder annehmen, offenbar widersetzen! Nein, meine Freunde, das thut Ihr gewiß nicht; es würde Euch auch keinen Segen bringen. Wenn Ihr aber alle gegen dieses fremde Kind so liebreich gesinnt seid, wie der mitleidige Lorenz — das wird Euch und Euern Kindern Segen bringen. Bedenkt, während wir hier unter diesem friedlichen Baume versammelt sind, befinden sich viele Euerer Söhne im Kriege und sind tausend Gefahren von Kugeln und Schwertern ausgesetzt. Sollte einer oder der andere von diesen braven Jüng-

lingen, fern von Eltern und Geschwistern, unter freiem Himmel und auf hartem Boden, verwundet und blutend daliegen und nach Hülfe seufzen — so wird Gott ihm auch gute Menschen zuschicken, die sich seiner erbarmen. Glaubt mir, es wird Euch an Euern eigenen Kindern reichlich vergolten werden, was Ihr an diesem verlassenen, fremden Kinde gethan habt."

Die Mütter, Schwestern und Bräute der entfernten jungen Krieger fingen an zu weinen; ja manchem Vater, manchem Sohne, manchem alten, betagten Greise standen die Zähren in den Augen. Alle versprachen, die Ermahnung ihres ehrwürdigen Pfarrers zu befolgen, lobten den menschenfreundlichen Lorenz und tadelten den feindseligen Krall, daß er ihnen eine eitle Furcht eingejagt habe, und sie bald zu Thorheit und Sünde verleitet hätte. Der kleine Ludwig aber küßte dem Pfarrer dankbar die Hand, daß er sich seiner so liebreich angenommen habe; und der Pfarrer sprach freundlich, Ludwig solle ihn morgen besuchen.

Fünftes Kapitel.

Der würdige Landpfarrer.

Ludwig machte sich am folgenden Tage eine große Angelegenheit daraus, den Herrn Pfarrer zu besuchen. Er bürstete seinen blauen Frack reinlich aus und bat seine Pflegmutter, ihm seine langen Haare zierlich auszukämmen. Er

nahm, nachdem er erst um Erlaubniß gebeten, Konrad's Strohhut, indem es sich nicht schicke, ohne Hut Besuche zu machen. Johanna sagte, der einfache Strohhut werde sich wohl nicht zu dem schönen Kleide schicken. Allein Ludwig versicherte, das sei eben jetzt die neueste Mode. Er ging nun in das Pfarrhaus, ließ sich bei dem Herrn Pfarrer erst melden, trat dann mit feinem Anstande und einer Verbeugung in das Zimmer und sagte in französischer Sprache, er komme, dem Herrn Pfarrer seine Aufwartung zu machen und ihm für die Güte, mit welcher gestern Abends der Herr Pfarrer sich für ihn verwendet habe, nochmals zu danken.

Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis und ein großer Kinderfreund, verstand die französische Sprache sehr gut und hatte in seiner Bibliothek auch mehrere französische Bücher, die er sehr schätzte; allein französisch reden konnte er nicht, weil er auf dem abgelegenen Dorfe, in dem er bereits vierzig Jahre lebte, nie Gelegenheit gehabt hatte, sich darin zu üben. Er hieß also den Knaben in deutscher Sprache willkommen, ließ ihn neben sich auf das Kanape sitzen und sagte zu ihm: „Wiewohl ich, mein lieber Ludwig, bloß in deutscher Sprache mit Dir reden kann, so verstehe ich Deine Sprache dennoch sehr wohl; zumal Du eine sehr deutliche und reine Aussprache hast. Rede Du also immerhin mit mir französisch; ich werde, da Du von unserer Sprache das meiste

verstehst, Dir deutsch antworten, jedoch hier und da mit einem französischen Worte nachhelfen.“ Das war dem kleinen Ludwig sehr lieb und er war nun sehr beredt.

Dem Pfarrer ging es sehr zu Herzen, daß der zarte, liebenswürdige Knabe von seiner Mutter getrennt worden und in einem fremden Lande leben mußte. Er unterredete sich daher sehr liebreich und freundlich mit ihm, that mancherlei Fragen an ihn und überzeugte sich, daß Ludwig eine sehr gute Erziehung genossen habe und daß seine Mutter eine sehr edle und gebildete Frau sein müsse.

„Nun, lieber Ludwig,“ fragte der Pfarrer unter anderm, „hast Du auch schon angefangen, lesen zu lernen?“

„O ja,“ sagte Ludwig; „ich kann französisch lesen, aber deutsch nicht.“

Der Pfarrer holte aus seinem Büchergestelle ein französisches Buch, das für Kinder geschrieben war, legte es offen vor Ludwig hin und zeigte ihm mit dem Finger auf eine kleine Erzählung, die er lesen möchte. Ludwig las sie mit großer Fertigkeit und vielem Ausdruck.

„Wer hat Dich so schön und gut lesen gelehrt, lieber Ludwig?“ fragte der Pfarrer, nicht ohne Verwunderung.

„Meine Mutter,“ antwortete Ludwig; „ich hatte außer ihr nie einen Lehrmeister.“

Der Pfarrer hätte nun auch gerne gewußt, ob der Knabe in der Religion unterrichtet sei und that deßhalb mehrere

Fragen an ihn. Ludwig beantwortete alle sehr gut, ja mit Andacht und gerührtem Herzen. Mit besonderer Rührung sprach er von der Güte Gottes gegen die Menschen, von der göttlichen Vorsehung, die alles, auch die Leiden, den Menschen zum Besten lenkt, vom Vertrauen auf Gott und dem Gebete, und von dem bessern Leben dort in jener Welt, im Himmel, wo wir einst alle hinkommen, wenn wir das thun, was der himmlische Vater uns durch seinen lieben Sohn zu thun befohlen hat.

Der Pfarrer war sehr erfreut und sagte: „Ich sehe wohl, Deine Mutter hat Dir jene Lehren besonders eingeprägt, mit denen sie in ihrem Leiden sich tröstete und die auch wirklich in allen Leiden uns den besten Trost gewähren. Du hast eine sehr fromme, gute Mutter, liebster Ludwig!"

„O, sie ist so gut, so gut," sagte Ludwig mit Thränen in den Augen, „und hat mich so lieb, daß ich es gar nicht aussprechen kann! Sie ist auch recht fromm! Jeden Morgen und Abend betete sie mit mir — besonders für den Vater, daß wir ihn wieder finden mögen und dann alle Drei wieder mit einander in unser Vaterland zurück kehren dürfen. — Ach, die liebe Mutter war oft recht traurig, daß wir so aus unserm Vaterlande verstoßen wurden und daß wir wegen des Krieges nicht zu meinem Vater kommen können. Ja, die Leute wußten gar nicht, wie traurig sie oft war. Wenn sie Besuch bekam, war sie zwar immer heiter und klagte nie.

Aber wenn sie in dem Zimmer so allein an ihrem Arbeitstischchen saß, da seufzte sie oft und blickte mit nassen Augen zum Himmel!"

„Nun," sagte der Pfarrer, „Gott wird ihr frommes Gebet und auch Dein kindliches Flehen erhören!"

„Das glaube ich auch," sagte Ludwig, „allein ich weiß nicht, wie das ist! Als ich dort im Walde betete, erhörte mich Gott gleich und schickte mir den Lorenz zu. Allein es ist heute schon der dritte Tag, seit ich beständig bete, der liebe Gott wolle mich doch wieder zu meiner Mutter führen. Allein er scheint gar nicht darauf zu achten. Ich begreife gar nicht, warum er mich so lange vergebens bitten läßt. Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich würde die Menschen sogleich erhören und jedem geben, um was er bittet."

„Da würdest Du großes Unheil anrichten, mein lieber Ludwig!" sagte der Pfarrer. „Gott, der Allwissende allein weiß, was uns Menschen gut ist. Nach seiner Weisheit kann er, der nichts als unser Bestes will, uns nicht immer so schnell erhören oder uns gerade auf die Art helfen, wie wir es wünschen. Die Wünsche der Menschen sind oft sehr thöricht; ja manchmal würde auch das, was uns sehr gut scheint, uns doch nicht zum Besten gereichen. Indeß ist ein frommes Gebet nie vergebens. Gott hilft oft später und anders als wir wünschen, aber besser, als wir es immer wünschen können. Für jetzt hat Gott für Dich gesorgt und Dich zu guten

Pflegeeltern gebracht; Deiner lieben Mutter wird er in ihren großen Leiden auch Trost in das Herz geben und ich denke, der Tag wird bald anbrechen, an dem er Dich wieder in ihre Arme zurück führt."

„Ach, die liebe, liebe Mutter!" rief Ludwig und drückte beide Hände auf seine Brust, „ich kann es gar nicht sagen, wie lieb ich sie habe und wie es mich schmerzt, daß ich durch meinen Leichtsinn die Leiden, die sie schon hat, noch vermehrt habe. Sie wird sehr in Sorgen um mich sein und oft weinen." Der arme Knabe brach selbst in einen Strom von Thränen aus.

„Nun, nun, liebster Ludwig," sagte der Pfarrer, „sei ruhig. Sich kümmern und plagen hilft nichts. Alles, was Du jetzt thun kannst, ist dieß: daß Du für Deine Mutter betest und recht fromm und gut seiest und fleißig lernest, um ihr Freude zu machen. Ich will Dir täglich ein paar Stunden Unterricht geben. Da Du so gut französisch lesen kannst, so mußt Du nun auch das Schreiben lernen; und da Du bereits so ziemlich gut deutsch sprichst, so will ich Dich in deutschen Büchern lesen lehren. Ich will mit Hülfe der französischen Bücher, die ich habe, Dich in allem unterrichten, was ich für Dich als nützlich erachte. Deine guten Pflegeeltern werden es gewiß gerne zugeben. So, nun geh', liebster Ludwig, und weine nicht mehr. Gott wird Alles

recht machen und Dein und Deiner Mutter Leiden noch in Freuden verwandeln.“

Ludwig besuchte die Lehrstunden, die ihm der Pfarrer gab, mit Herzenslust, und sie waren ihm die angenehmsten Stunden des Tages. Er war sehr wißbegierig, hatte immer etwas zu fragen und seine Fragen veranlaßten Gespräche, die für ihn so unterhaltend als lehrreich waren. Er hatte ein sehr gefühlvolles Herz, wurde von den schönen Lehren oft sehr gerührt und empfand die kindlichste Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den edeln Mann.

Ludwig hätte ihm auch gerne seine Dankbarkeit zu erkennen gegeben. Am Vorabende vor dem Namenstage des Pfarrers, der Bonifazius hieß, bat Ludwig seine Pflegemutter, ihm einen Groschen zu schenken. Die Mutter fragte, wozu.

„Ach,“ sagte Ludwig, „ich möchte dem lieben, guten Herrn Pfarrer zu seinem Namensfeste gerne ein Geschenk machen.“

„O, mein lieber Ludwig,“ sprach die Mutter, „was kannst Du für einen Groschen kaufen, das den Herrn Pfarrer freuen könnte; denn einen Groschen wirst Du ihm wohl nicht schenken wollen?“

Ludwig sagte: „Ihm einen Groschen zu schenken, wäre allerdings sehr unschicklich. Ich werde ihm aber etwas kaufen, das ihm gewiß Freude machen wird. Der Herr Pfarrer ist

ein großer Liebhaber von Blumen. Er hat viele Rosenstöcke in seinem Garten und freut sich sehr auf die Rosen. Allein noch sieht man da nichts als Knospen. Auch in unserm Gärtchen gibt es nur erst Rosenknospen, und so ist es in allen Gärten des Dorfes; ich habe überall nachgesehen. Allein vor dem Fenster des Müllers steht ein Rosenstock, der schon herrliche Rosen trägt. Ich bat den Knaben des Müllers nur um eine einzige Rose; allein er wollte mir keine schenken, sondern sagte, für einen Groschen wolle er mir eine zu kaufen geben."

Mutter Johanna sagte lächelnd: „Nun, das ist schön, daß Du den Herrn Pfarrer in Ehren hältst und so viele Aufmerksamkeit für ihn hast; sieh, da gebe ich Dir den Groschen mit Freuden."

Ludwig eilte mit dem Groschen in die Mühle und sprach zu dem Müllerknaben, er solle ihm nun die Rose dafür geben. Der Müller, der dieß hörte, sagte: „Das ist ein thörichter Einfall von Dir, Ludwig, daß Du für eine Rose Geld ausgeben willst. Warte noch vierzehn Tage, so kannst Du Rosen genug umsonst haben. Allein so thöricht, wie Du, handeln noch viele Menschen, die sich viel Geld kosten lassen, um — etwa ein paar Wochen früher — Baumfrüchte oder Gemüse zu essen, die späterhin wohlfeiler und auch besser und schmackhafter zu bekommen wären. Man muß warten können; die Zeit bringt Rosen."

Ludwig sagte betrübt, daß er die Rose nicht für sich kaufen, sondern dem Herrn Pfarrer ein Geschenk zum Namenstage damit machen wolle. Da wurde der Müller sehr freundlich. „Das ist etwas anderes!“ sagte er. „Das ist ein herrlicher Einfall von Dir! Stecke aber Deinen Groschen nur wieder ein, lieber Kleiner. Nicht nur eine Rose sollst Du haben, sondern den ganzen Rosenstock. Für unsern lieben Herrn Pfarrer ist mir nichts zu viel.“

Wer war nun je glücklicher, als Ludwig sich fühlte! Er trug den Rosenstock wie im Triumphe nach Hause, kleidete sich sogleich festlich an, eilte dann in den Pfarrhof, überreichte dem Herrn Pfarrer den Rosenstock und sagte dabei ein Sprüchlein, das er kürzlich gelesen hatte: „Gott wolle Ihren Lebensweg mit Rosen bestreuen.“

Der Pfarrer sagte gerührt: „Wo nahmst Du doch den herrlichen Rosenstock her, liebster Ludwig?“

Als Ludwig nun erzählte, wie er zu dem Rosenstock gekommen und der Pfarrer aus der Erzählung ersah, welche Angelegenheit sich Ludwig daraus gemacht habe, ihn zu erfreuen, traten dem ehrwürdigen alten Manne die Thränen in die Augen. „Gott segne Dich, liebster Ludwig,“ sagte er; „Du gleichest jetzt noch einer dieser zarten Rosenknospen; bleibe immer fromm und gut und Du wirst schöner blühen, als diese vollen Rosen hier.“

Als Ludwig's Namensfest kam, schenkte ihm der Pfarrer

ein kleines, französisches Gebetbüchlein, das er eigens für ihn aus der Buchhandlung hatte kommen und sehr schön in rothen Safian mit Gold hatte einbinden lassen. Er hatte auch den Spruch hineingeschrieben: „Jugend und Schönheit welken dahin gleich den Blumen; wer aber den Willen Gottes thut, besteht ewig.“

Ludwig hatte an dem schönen Büchlein eine unbeschreibliche Freude. Er versicherte, es sei ihm das angenehmste Geschenk von der Welt, das man ihm nur immer hätte machen können. Allein es war auch das nützlichste Geschenk für ihn; denn es enthielt sehr schöne Gebete, und Ludwig las darin Morgens und Abends, zu Hause und in der Kirche mit großer Andacht.

Sechstes Kapitel.

Das Landleben.

Der kleine Ludwig war in seinem neuen ländlichen Aufenthalte bald angewöhnt. Er gewann seine guten Pflegeeltern sehr lieb und ging mit ihren Kindern so vertraut um, als wären sie seine Geschwister. Die Freundlichkeit, mit der alle im Hause ihm begegneten, machte ihn vergessen, daß er sich in einem fremden Hause befinde. Zwar hatte er noch immer eine große Sehnsucht nach seiner Mutter; allein er war deßhalb nicht traurig. Er tröstete sich mit der Hoffnung, die geliebte Mutter bald wieder zu sehen; und die

fröhliche Gemüthsart, die dem kindlichen Alter eigen ist und mit der besonders Ludwig reichlich begabt war, verscheuchte alle traurigen Gedanken. Er war immer so fröhlich, so freundlich und dienstfertig, und hatte so gute Einfälle, daß alle im Hause ihn täglich lieber hatten. Ja in dem ganzen Dorfe war er bei Jedermann beliebt.

Die ländliche Kost kam ihm anfangs etwas seltsam vor. Sogleich am ersten Morgen, an dem er sich wieder heiter und fröhlich gefühlt, hatte er mit den Kindern einen Spaziergang um das Dorf und den kleinen See gemacht, um die Gegend zu besehen. Sobald er aber zurück kam und in die Stube trat, fragte er, ob der Kaffe noch nicht fertig sei.

Die Mutter lächelte und sagte: „Lieber Ludwig! Wir haben dahier unsern eigenen Gebrauch, in den Du Dich fügen mußt. Einige vornehme Leute in der Stadt trinken den Kaffe ohne Milch; wir Landleute dahier trinken die Milch ohne Kaffe. Wir finden dieses viel wohlfeiler; überdieß ist die Milch viel gesünder und schmeckt uns viel besser. Versuch es ein Mal!" Sie brachte eine Schüssel Milch und ein großes Stück Roggenbrod. Da Ludwig wohl ein paar Stunden die Felder und Wiesen durchwandert hatte und der schöne Morgen sehr warm gewesen, so schmeckte ihm die frische Milch sehr gut. Er sagte, der beste Kaffe würde ihm lange nicht so gut geschmeckt haben, und er werde künftig zu seinem Frühstücke anstatt des Kaffes sich immer Milch

ausbitten. So ging es auch mit andern Speisen. Er bekam selten Fleisch, sondern meistens nur Speisen von Mehl, Milch und Butter, gekochtes Obst und allerlei Gemüse, was aber Johanna alles sehr gut zu bereiten wußte. Er gewöhnte sich sehr bald daran. Da er auf dem Lande mehr Bewegung hatte, als in der Stadt, so hatte er auch mehr Appetit und die Speisen schlugen ihm auch besser an. Da er anstatt des Zuckerbrodes nur schwarzes Brod, und anstatt des Confektes bloß Obst zu essen bekam, so waren seine Zähne schöner und weißer, als das reinste und weißeste Elfenbein. Ueberhaupt bekam er ein viel gesünderes Aussehen und blühte wie eine Rose.

Das Angenehme des Landlebens hat wohl kein Mensch lebhafter gefühlt, als der kleine Ludwig. Da er, so lange er sich denken konnte, in einer engen Straße der Stadt gewohnt hatte, so gefiel es ihm auf dem Lande ganz ungemein wohl, und er sah fast täglich etwas Neues, das ihm Freude machte. Seine Pflegemutter Johanna hatte für die Schönheiten der Natur viel Gefühl und suchte es auch in ihren Kindern zu wecken. Und da Ludwig in der deutschen Sprache bewundernswerthe Fortschritte machte, so konnte die liebevolle Pflegemutter sich bald ungestört mit ihm unterhalten.

Eines Tages hatte Johanna die gewöhnliche Wohnstube frisch ausweißen lassen, die Fenster und den kleinen Spie=

gel wohl gereinigt und den Stubenboden nach Landessitte mit feinem, weißem Stande bestreut. Als Ludwig am andern Morgen in die Stube trat, betrachtete er die Stube und sagte: „Sie ist nun wohl recht hell und freundlich; aber in der Stadt haben wir doch in einem viel schönern Zimmer gewohnt. Da waren viele Landschaften an die Wände gemalt, zwischen den Fenstern hing ein großer Spiegel in einer goldenen Rahme, und der Fußboden war mit einem farbigen Teppiche bedeckt. So solltest Du Deine Stube auch auszieren lassen!"

„Lieber Ludwig," sagte die Mutter, „wir Landleute haben nicht so viel Geld, uns so prächtig einzurichten. Dieß ist aber auch gar nicht nothwendig. Es wäre thöricht, wenn wir uns eine Landschaft wollten an die Wand malen lassen; wir sehen ja hier in unserer Stube immer die schönste Landschaft vor unsern Augen. Sieh' nur ein Mal durch das Fenster! Wie schön blau ist die Luft, wie lieblich grün sind Feld und Wald, und sieh' nur, wie eben jetzt die Bäume und dort der Kirchthurm im Morgengolde glänzen! So etwas kann kein Maler zu Stande bringen. Die blumige Wiese, die sich vor unsern Fenstern ausbreitet, ist ein so schöner, bunter Teppich, daß nie ein Prinz oder eine Prinzessinn auf einen von schönern Farben getreten ist. Und der See dort, in dem sich der Himmel, Wald und Felsen, und die Mühle mit dem neuen rothen Ziegeldache abspiegeln, ist ein größerer

Spiegel und viel herrlicher, als man in einem fürstlichen Palaste einen finden kann. Meinst Du nicht?"

„O ja," sagte Ludwig; „in der Stadt sah ich nie etwas so Schönes. Da sah ich, wenn ich zum Fenster hinausschaute, nur Dachziegel, Mauern und Pflastersteine. Auf dem Lande ist es viel schöner!"

„Nicht wahr," sprach die Mutter, „der liebe Gott hat unsern Aufenthalt auf Erden recht schön eingerichtet? Sag ein Mal selbst, hat er nicht alles, was wir sehen, sehr schön gemacht und mit den lieblichsten Farben bemalt?"

„Ja, das ist wahr!" rief Ludwig; „er ist doch ein recht lieber, gütiger Gott. Das erkennt man auf dem Lande viel besser, als in der Stadt."

Ludwig machte manchmal selbst sehr gute Bemerkungen über das Stadt- und Landleben. Lorenz stand mit allen den Seinigen im Sommer mit Aufgang der Sonne auf, und bald nach Untergang der Sonne gingen sie zu Bette. Den Sommer über wurde in dem Hause kein Licht angezündet. Ludwig fügte sich in diese Ordnung und sie gefiel ihm sehr wohl. Er sah früherhin die Sonne nie aufgehen; nun aber konnte er die schönen, goldenen Morgen, die ihm in's Fenster schienen, nicht genug bewundern. „Die Leute in der Stadt", sagte er, „sind doch rechte Thoren, daß sie den schönen Morgen verschlafen und dann die halbe Nacht bei'm Kerzenlicht zubringen. Sie könnten viel mehr Freude haben,

wenn sie früher aufstehen und früher zu Bette gehen wollten. Auch würden sie viel Geld für Kerzen ersparen."

Die Kinder gingen mit Ludwig öfter in den nahen Wald, um Erdbeeren zu pflücken. Da kamen sie ein Mal in ein kleines Thal, das gar nicht schöner hätte sein können. Die Hügel umher waren von prächtigen Eichen und hellgrünen Birken und die röthlichen Felsen von dunkelgrünen Tannen beschattet; der Wiesengrund, durch den ein silberhelles Bächlein floß, war mit reichlichem Grase und unzähligen Blumen von allen Farben bedeckt und herrlich von der Sonne beleuchtet. Unten an den Hügeln und Felsen wuchsen eine Menge Erdbeeren und die Ufer des Bächleins waren blau von Vergißmeinnicht. „Hier ist es doch recht schön!" rief Ludwig. „Der große herrschaftliche Garten, in den mich meine Mutter zu Zeiten führte, ist nichts dagegen. Dort sah man mehr Sand, als Gras und Blumen; und an den Bäumen sah man keine Aeste; sie sahen wie große, grüne Kugeln aus. Aber hier in diesem Waldthale — wo duftende Erdbeeren in Fülle wachsen, wo zu beiden Seiten des klaren Bächleins viele tausend und tausend zierliche blaue Blümchen blühen, wo diese großen Eichen ihre mächtigen Arme ausstrecken — da ist es herrlich! Das ist ein rechter Garten; ja die ganze Gegend, die unser Dörflein umgibt, ist ein wahrer Lustgarten — und ich lobe und preise den Gärtner, der Erdbeeren, Vergißmeinnicht und Eichen ge-

pflanzt hat — den lieben Gott! — Wenn ich wieder zu meiner Mutter komme, so gehe ich nicht mehr mit ihr in die Stadt; sie muß mit mir auf das Land ziehen. Da wollen wir uns der lieben Sonne und der frischen Luft, der Blumen und Kräuter und Bäume recht freuen, und Gott dafür danken."

Was dem fröhlichen Ludwig das Leben auf dem Lande noch angenehmer machte, war die Fröhlichkeit, mit der alle Kinder des Dorfes Abends bei der großen Linde oder draußen auf der Wiese ein gemeinschaftliches Spiel machten. Wie es zu Kriegszeiten gewöhnlich geht, so spielten die Knaben jetzt meistens Soldaten. Ludwig, der in der Stadt einige Male die Soldaten exerziren gesehen, sah den Knaben zu und sagte zu ihnen: „Ihr macht es nicht recht! Wenn es Euch beliebt, so will ich Euch zeigen, wie Ihr es machen müsset."

Das war den Knaben sehr lieb, und Ludwig lehrte sie nun, schön aufrecht hinstehen, die Füße auswärts setzen und das Gewehr auf mancherlei Art handhaben, das übrigens nur ein Haselstock war; er ließ sie bald in langsamerm, bald in schnellerm Schritte marschiren, bald rechts, bald links umkehrt Euch und allerlei Schwenkungen und Stellungen machen. Die Knaben sagten, daß er die Sache verstehe, und erwählten ihn einmüthig zu ihrem Oberst, auf welche Ehre Ludwig nicht wenig stolz war. Er ließ es sich sehr angelegen sein, alles herbei zu schaffen, was, wie er sagte,

zum Dienste nöthig war. Auf Ludwig's Bitten kaufte der reiche Müller seinem Knaben auf dem Jahrmarkte eine kleine Trommel, und Johanna gab ein feines Musselintuch her, das zur Fahne dienen mußte; es war zwar rein gewaschen, allein etwas schadhaft. Doch Ludwig sagte: „Das macht nichts! Wenn die Fahne recht zerfetzt ist, so ist das nur um so ruhmvoller."

Er fand in Johanna's Nähzeuge einige versilberte Flitter, und verfertigte mit Johanna's Erlaubniß daraus einen Stern, den er aber nur bei großer Parade an seinem blauen Fracke trug; er wußte sich einige farbige Papierstreifchen zu verschaffen, und bestimmte sie für die flinkesten und gewandtesten Knaben zu Ordensbändern.

Wenn nun die Bauern Abends unter der Linde ihre Pfeife rauchten, so sahen sie dem Spiele der Kinder mit Vergnügen zu. Sogar der Herr Pfarrer schaute manchmal eine halbe Stunde zum Fenster heraus und bezeigte seine Zufriedenheit mit diesen Spielen; denn er hatte es gerne, wenn die Kinder fröhlich waren und sich öffentlich und gemeinschaftlich belustigten. Auch viele Bäuerinnen kamen herbei, und hatten an der Geschicklichkeit ihrer Söhnchen große Freude. Sie gaben indessen gerne zu, daß Ludwig sich vor allen übrigen Knaben auszeichne. Die Bauernknaben waren bräunlich von Angesicht und stark von Gliedern; Ludwig aber sah aus wie Milch und Blut, und war so zart wie ein Prinz.

Er wußte alles sehr gut anzuordnen, und gab seine Befehle mit so großem Ernste, als wäre dieses Spiel die wichtigste Angelegenheit.

Johanna sagte einmal besorgt zu ihm: „Möchtest Du denn wirklich einmal Soldat werden?“ „O ja!“ sagte Ludwig freudig; „warum denn nicht?“ „Aber da könntest Du ja um das Leben kommen!“ sagte sie. „Das weiß ich wohl,“ sagte Ludwig; „allein ich habe neulich gelesen und glaube es auch: „Es ist schön und rühmlich, für das Vaterland zu sterben!“

Siebentes Kapitel.

Grosser Kummer, Hülfe und frommer Dank.

Der gute Pächter Lorenz und seine treffliche Ehegattinn Johanna brachten den Sommer bei ihren mancherlei ländlichen Beschäftigungen sehr vergnügt zu. Ihre Kinder, auch Ludwig, halfen, so viel es ihre Kräfte erlaubten, bei der Arbeit, und machten ihnen viele Freude. Allein die Erndte fiel nicht so gut aus, als man erwartet hatte. Lorenz hatte überdieß das Unglück, ein Pferd zu verlieren, und er mußte, da die Feldarbeit dringend war, sogleich ein anderes kaufen, das ihm vieles Geld kostete. Indeß nahte der Tag heran, an dem er das Pachtgeld erlegen sollte; er wußte aber die vollständige Summe nicht aufzubringen. Er fragte bei diesem und jenem vermöglichen Bauer bescheiden und bittweise

an, ob er ihm das fehlende Geld nicht vorstrecken wolle. Allein Diejenigen, die ihm hätten helfen können, wollten nicht, und die ihm gerne helfen wollten, konnten nicht. Lorenz und Johanna waren sehr bestürzt; denn in dem Pachtbriefe stand, wenn die betreffende Summe nicht jedes Mal an dem bestimmten Tage voll und rund in der herrschaftlichen Kanzlei zu Waldenberg erlegt werde, so habe der Pachtherr sich auf diesen Fall das Recht vorbehalten, den Pacht aufzukünden, und der Pächter müsse dann auf der Stelle abziehen. Als der gefürchtete Tag anbrach, zählte Lorenz noch ein Mal alles Geld, das er hatte, zusammen. Allein es fehlten daran noch zwei und zwanzig Gulden. „Ach," sagte Lorenz bekümmert, „der Herr Verwalter wird freilich sehr unzufrieden sein. Allein ich hoffe, er werde doch wohl einsehen, daß es bei der geringen Erndte und dem Unglücksfalle mit dem Pferde, den wir erlebten, mir unmöglich war, die ganze Summe herauszuschlagen; er wird Nachsicht mit uns haben, und uns und unsere Kinder nicht verstoßen."

„Gott geb' es!" sagte Johanna mit weinenden Augen; „ich werde indeß aus meinem bekümmerten Mutterherzen unausgesetzt zu Gott flehen, er wolle unsere armen Kinder. die sonst keine Heimath haben, nicht aus diesem Hause vertreiben lassen."

„Thu' das," sagte Lorenz wehmüthig; „ich will es auch thun. Auf dem ganzen Wege bis in die Kanzlei werde ich

unausgesetzt zu Gott flehen.“ Er blickte schmerzlich zum Himmel und ging betrübt zur Thüre hinaus.

Der Verwalter war ein strenger Mann, der wenig Worte machte. Er antwortete gar nicht auf Lorenz's Bitten und Vorstellungen. Er zählte das Geld, strich es ein, schrieb eine Quittung über den richtigen Empfang des erhaltenen Geldes, jedoch mit der Bemerkurg, wie viel noch daran fehle, und sagte dann: „Ihr wißt, wie der Pachtbrief lautet. Wenn nicht heute noch vor Sonnenuntergang die zwei und zwanzig Gulden bei Pfennig und Heller hier auf dem Tische liegen, so habt Ihr aufgehört, Pächter zu sein; Ihr müsset morgen das Haus räumen und Euern Stab weiter setzen. Von Euerer Hauseinrichtung und Euerm Vieh werde ich so viel zurück behalten, als die fehlende Summe beträgt. Uebrigens hat sich schon ein anderer Pächter gemeldet, der mehr Pachtgeld als Ihr zu bezahlen verspricht.“ Er langte den Pachtbrief aus dem Aktenkasten hervor, schlug ihn auseinander und sagte: „Da leset! Den Vertrag habt Ihr unterschrieben. Da steht Euer Name. Daran ist nichts mehr zu ändern. Ihr wißt hiermit meine Meinung und könnet gehen.“

Lorenz ging mit schwerem Herzen durch den Wald zurück, seiner Wohnung zu. Er dachte beständig daran, was für einen Jammer sein Weib und seine Kinder erheben würden; die Thränen drangen ihm in die Augen und er seufzte öfter

so mächtig, als wollte er die Seele aushauchen. Der Weg führte nicht weit von jenem Eichbaume vorbei, unter dem er den kleinen Ludwig gefunden hatte. Er begab sich auf dem schmalen Seitenwege dahin, kniete unter dem Baume nieder und betete mit Inbrunst, mit heißen Thränen und fest gefalteten Händen: „Lieber Gott! hier auf dieser Stelle kniete Ludwig, als ein armes, verlassenes Kind und flehte mit erhobenen Händchen zu Dir, und Du hast sein Flehen erhört! Nun knie ich hier und flehe in meiner Noth eben so zu Dir — ach, laß mein Flehen zu Dir kommen! Erbarme Dich meiner, meines Weibes, meiner Kinder, auch des guten Ludwig's! — Ach, Du lieber Gott, Du sagtest ja selbst: „Seid barmherzig, so will ich auch gegen Euch barmherzig sein! Nun, ich habe mich des fremden Kindes erbarmt; erbarme Du Dich nun auch meiner und meiner Kinder! O, Du guter Gott, laß mein Flehen nicht unerhört!“

Lorenz stand sehr getrost von seinem Gebete auf. Er war kaum einige hundert Schritte gegangen, so kam ihm seine Johanna eilig entgegen. Lorenz war darüber nicht wenig befremdet und rief: „Ist etwas Unangenehmes vorgefallen, daß Du so eilig hierher kommst?“

Allein sie rief: „Nichts, als Gutes!“ und lächelte dabei so heiter, wie ein Engel.

„Nicht wahr," sagte sie, als sie näher gekommen, „der Verwalter will nicht warten?"

„Nein," sprach Lorenz bekümmert, das will er nicht!"

„Das dachte ich wohl!" sagte Johanna mit freudigem Angesichte.

Lorenz sprach: „Und das kannst Du mir mit lachendem Munde sagen?"

„Jetzt wohl," sagte Johanna; „denn Gott hat uns geholfen. Mein Herz ist so voll Dank und voll Freude, daß ich laut jubeln und Gott vor aller Welt danken möchte! — Ich konnte nicht so lange warten, bis Du nach Hause kämest; ich mußte Dir entgegen eilen, um Dir das große Glück, das uns zu Theil ward, sogleich zu verkünden. Gott hat uns wunderbar gerettet! Da sieh' einmal!" — Sie öffnete die Hand und zeigte ihm zwanzig glänzende Goldstücke, alle fast neu geprägt und mit scharfem Rande.

Lorenz traute kaum seinen Augen. „Um Gotteswillen," rief er, wie kommst Du zu so vielem Golde?"

Johanna sagte: „Du könntest Tage, ja wohl Jahre lang rathen, und würdest es doch nicht errathen. Ich will es Dir also nur sogleich ausführlich erzählen? Als Du fort warst, wurde mir das Herz recht schwer, ach so schwer, daß ich es gar nicht aussprechen kann. Die größern Kinder waren mit Ludwig in der christlichen Lehre; die kleinern spielten draußen auf dem grünen Rasen im Baumgarten; das kleinste lag in

der Wiege und schlief recht sanft und süß. Ich suchte die Kleidungsstücke der Kinder zusammen, die des Ausbesserns bedurften, und setzte mich an den Tisch in der untern Stube. Ich nähte sehr emsig und betete dabei beständig recht aus der Tiefe meines Herzens. Ich blickte dabei bald durch das Fenster auf die Kinder im Garten, bald auf das Kind neben mir in der Wiege. „Ach Gott," seufzte ich öfter, „erbarme Dich dieser armen Kinder, die von dem Kummer, der mich drückt, und von dem Jammer, der ihnen droht, noch nichts wissen!" Manche Mutterzähre fiel auf das Kinderkleidchen, an dem ich eben nähte. Ich kam nun an Ludwig's blauen Rock, der auch anfängt, hier und da etwas schadhaft zu werden. Ich nähte eine Naht zu, die aufgegangen war, und sah nun noch nach, ob nicht ein oder der andere Knopf beschädigt sei oder gar fehle. Da bemerkte ich, daß an einem der mit blauem Tuche überzogenen Knöpfe der Rand etwas aufgeritzt sei. Aus der kleinen Ritze schimmerte etwas hell wie Gold hervor. Ich machte die Oeffnung mit dem Nagel des Fingers etwas größer und ein Goldstück kam zum Vorschein. Du kannst Dir denken, wie ich erstaunte. „Lieber Himmel," dachte ich, „das ist ja Gold? Wie kam dieses da hinein? Ich sann nach; ich konnte mir nichts anderes denken, als man müsse es da eingenäht haben, um es zu verbergen. Die Mutter des guten Ludwig's, dachte ich, mußte sich flüchten. Die Geflüchteten sind vielen Gefahren

ausgesetzt. Sie suchte daher das Geld auf diese Art vor räuberischen Händen zu verwahren. Sicher enthalten die übrigen Knöpfe auch noch Gold. Ich trennte einen Knopf nach dem andern ab, öffnete den Ueberzug und fand in jedem ein Goldstück. So kam ich zu diesen zwanzig Dukaten; so hat Gott uns aus der Noth geholfen. Du kannst nun den Herrn Verwalter bezahlen und wir dürfen mit unsern Kindern wieder in unserer Wohnung bleiben!"

Lorenz sagte bedenklich: „Ich weiß nicht, ob uns mit dem Gelde geholfen ist! Es ist ja nicht unser; es gehört Ludwig's Mutter. Vor fremdem Gute bewahre mich Gott!"

„Mir fiel das auch ein," sagte Johanna, „und ich überlegte die Sache. Höre einmal, was ich davon denke. Da Ludwig's Mutter nicht so arm ist, als wir dachten, ja wohl reicher, als wir es sind, so ist sie gewiß bereit, uns für ihr Kind ein billiges Kostgeld zu bezahlen. Wir können es auch mit allem Rechte fordern. Und da denke ich, einen Gulden für die gänzliche Verpflegung die Woche hindurch sollte nicht zu viel sein. Ueberdieß haben wir auf Ludwig sonst noch Manches verwendet. Er kam zu uns, wie er stand und ging, und hatte nicht einmal einen Hut; Du kauftest ihm einen hübschen Hut, ich versah ihn mit weißem Zeug und kleidete ihn in selbst gesponnene neue dichtgewebte blaue Leinwand, damit er seinen schönen Rock für die Sonntage sparen könne; wir ließen auf seine alten Schuhe neue Sohlen machen und

schafften ihm ganz neue Schuhe an. So haben wir ihn vom Kopfe bis zu den Füßen gekleidet. Kost und Kleidung beträgt bis diese Stunde schon bei weitem mehr, als zweiundzwanzig Gulden. Nimm Du daher diese vier Dukaten hier, die gerade zwei und zwanzig Gulden ausmachen, getrost und bringe sie dem Verwalter."

„Wahrhaftig," rief Lorenz hoch erfreut, „Du hast recht. Wir können diese vier Dukaten mit gutem Gewissen für uns verwenden. Gott hat uns aus unserer großen Noth errettet. Ihm sei Lob und Dank!" Er schwieg voll frommer, dankbarer Rührung. „Aber", fing er über eine Weile an, „der Verwalter wird sich wundern, wie ich so schnell zu dem Gelde gekommen bin. Was soll ich ihm sagen, wenn er mich darum fragt?"

„Ei," sprach Johanna, „sag' nur, daß ich Dir das Geld gegeben habe; es sei heimliches Geld, von dem Du bis zu dem Augenblick, da ich es Dir gab, nichts gewußt habest. Aber nun geh'; ich will auch so schnell ich kann, zu unsern Kindern nach Hause eilen?"

„Komm erst noch ein wenig mit mir!" sagte Lorenz. „Ich muß Dir doch den Eichbaum zeigen, unter dem ich den guten Ludwig gefunden habe." Er ging voran in das Gebüsch und sie folgte ihm. „Sieh', Johanna," sagte Lorenz, als sie auf dem kleinen, grünen Platze standen, dieß ist der Baum, unter dem Ludwig so herzlich zu Gott gefleht hat und von

ihm erhört wurde. Unter eben diesem Baume flehte auch ich eben jetzt in meiner betrübten Lage zu Gott, und auch mein Gebet wurde erhört. Ach, ich dachte nicht, ja ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß ich dem barmherzigen Gott noch in eben dieser Stunde unter eben dieser Eiche für seine Hülfe in der Noth würde danken können."

Lorenz sank mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichteten Blicken auf die Knie und rief: „Liebster himmlischer Vater! Eben so innig, als ich vorhin zu Dir betete, möchte ich Dir jetzt danken. Du hast mein Gebet nicht verschmäht; o, laß Dir nun auch meinen Dank nicht mißfallen!"

Johanna kniete neben ihren Mann und stimmte in seinen Dank mit ein. Beide freuten sich unaussprechlich, daß der große, allmächtige Gott so liebreich für uns arme Menschen sorge, unser gedenke und uns aus unsern Nöthen errette; ihre Liebe, ihr Vertrauen zu Gott, ihre kindliche Dankbarkeit gegen ihn erfüllten ihr Herz mit einer höhern, reinern Freude, als alles Gold der Welt ihnen hätte verschaffen können.

Johanna eilte nach Hause; Lorenz machte sich wieder auf den Weg nach Waldenberg. Es ward ziemlich spät, bis er in sein kleines Thal zurück kam. Der Vollmond stand bereits hoch am Himmel, beleuchtete das freundliche Dörflein und spiegelte sich in dem stillen See. Johanna saß auf der Bank vor ihrer Hausthüre und wartete auf ihren lieben

Mann. Sie hatte die Kinder schon längst zu Bette gebracht und das Nachtessen auf die Gluth gestellt. Beide gingen nun in die Stube, aßen zusammen auf die Nacht und redeten von den Begebenheiten des verflossenen Tages.

Lorenz fragte unter anderm: „Weiß Ludwig davon, daß in seinem Rocke Geld eingenäht war?"

„Nein," antwortete Johanna. Ich habe ihn darüber ausgeforscht. „Du, Ludwig," sagte ich zu ihm, „die Knöpfe an Deinem Rocke sind bereits sehr abgenützt. Ich habe sie herausgenommen und werde sie wegwerfen. Anstatt der tuchenen Knöpfe will ich metallene hineinsetzen, die dauerhafter sind und wie Gold glänzen." Darüber freute er sich sehr und hatte nichts dagegen einzuwenden. Wenn er von dem Golde gewußt hätte, so hätte er gewiß gesagt, ich solle zuvor das Gold herausnehmen, ehe ich das Tuch wegwerfe."

„Nun wohl," sprach Lorenz; „da seine Mutter nicht für rathsam hielt, ihm von dem Golde zu sagen, so sagen wir ihm auch nichts davon."

„So meine ich auch," sagte Johanna. „Obwohl er indeß nichts von dem Golde weiß, so soll es doch nur allein für ihn verwendet werden. Ich will schon recht gut damit haushalten, als wie mit einem anvertrauten Gute, von dem ich einst Rechenschaft ablegen muß. Ich will Alles, was ich davon ausgebe, fleißig aufschreiben und gleichsam die Vormünderinn des Knaben sein. Ich war bisher recht oft be-

kümmert, woher wir Geld nehmen wollen, ihn zu kleiden. Der lebhafte Knabe ist sogleich wieder mit einem paar Schuhe fertig. Nun hat Gott auch dafür gesorgt. Die Mutter des guten Ludwig's hat ihm, ohne diese Absicht zu haben, so viel, ja mehr Geld, als er jetzt nöthig hat, mitgegeben, indem sie das Gold in sein Kleid einnähte."

„Das Gold", sagte Lorenz, „war ein heimlicher Schatz, den Ludwig, ohne es zu wissen, in unser Haus brachte, und der nun auch uns zum Segen gereicht. Ohne die Beihülfe dieses Geldes hätten wir das Pachtgeld nicht bezahlen können."

„Sicher nicht," sagte Johanna. „Was wir für den Knaben an baarem Gelde ausgelegt haben, ist wenig; was er bei uns verzehrte, achteten wir in der Haushaltung kaum. Wir hätten, wenn wir das Kind nicht zu uns genommen hätten, keine zehn, viel weniger zweiundzwanzig Gulden erspart."

„So ist es, meine liebste Johanna," sagte Lorenz. „Wenn wir das Kind nicht in unser Haus aufgenommen hätten, so müßten wir jetzt dieses Haus mit unsern Kindern verlassen. Indem wir diesem Kinde eine Wohlthat erzeigten, hat Gott uns und unsern Kindern durch eben dieses Kind eine noch viel größere Wohlthat erwiesen. O, laß uns Gott loben und preisen, der Alles so weislich fügt, und auch das kleinste Gute, das wir thun, hier oder dort reichlich belohnt."

Lorenz blickte gerührt zum Himmel. Johanna faltete die Hände. Beide schwiegen. Es war eine andächtige Stille. Der Mond schien durch die grünen Zweige der Bäume am Hause hell und freundlich in's offene Fenster, die milde Abendluft wehte süße Wohlgerüche der Lindenblüthe herein. Das fromme Dankgebet der guten Leute aber war vor Gott ein angenehmeres Abendopfer, als der köstlichste Weihrauch.

Achtes Kapitel.

Die fremden Krieger.

Indeß hatte der Herbst, der sich sehr heiter und freundlich eingestellt, die Wälder um Ellersee bunt gefärbt, und noch immer hatte kein Soldat das freundliche Dörflein betreten. Man merkte es nur an den höhern Abgaben, daß es Krieg sei. Allein eines Abends wiederhallte das kleine Thal plötzlich von kriegerischen Trommeln. Ein französisches Regiment zog durch das Dorf, und eine Kompagnie davon blieb da, um auf unbestimmte Zeit hier zu verweilen. Johanna war doch etwas ängstlich, die französischen Soldaten möchten dem guten Ludwig, als dem Kinde ausgewanderter Eltern, feindselig begegnen und es auch ihr und ihrem Manne entgelten lassen, daß sie ihn in ihr Haus aufgenommen hatten. Es ward dem Lorenz angesagt, auch er werde einen Mann in das Quartier bekommen; er solle sich unter die Linde des Dorfes begeben, um ihn abzuholen.

Ludwig wollte geschwind seinen Sonntagsrock anziehen, um darin dem erwarteten Gaste sein Kompliment zu machen. Allein Johanna sagte: „Behalte nur Deine Werktagskleider an; es wird gut sein, wenn Du um nichts besser gekleidet erscheinest, als Konrad. Hüte Dich auch, französisch zu sprechen, und laß bei Leibe kein französisches Wörtlein von Dir hören. Unsere fremden Gäste müssen es nicht sogleich wissen, daß Du ein kleiner Landsmann von ihnen bist. Wir müssen erst sehen, wie sie sich gegen uns betragen."

Als der Soldat, ein Mann von ernstem kriegerischen Aussehen, in die reinliche Stube trat und lauter freundliche Gesichter erblickte, schien er sehr zufrieden. Er setzte sich an den Tisch und stopfte seine Pfeife. Ludwig brachte eilig Licht, den Taback damit anzuzünden. Konrad brachte einen Krug gutes Bier und ein sehr reines, helles Trinkglas dazu. Liese deckte indeß den Tisch. Sobald der Mann seine Pfeife ausgeraucht hatte und sie ausklopfte, trug Liese die Suppe auf. Ludwig brachte hierauf ein paar gebratene Tauben und Konrad folgte ihm mit dem Salat. Der ernste Krieger lächelte freundlich und nickte stillschweigend mit dem Kopfe; es gefiel ihm sehr, daß die Kinder ihn so emsig bedienten. Auch ließ er es sich wohl schmecken. Ludwig setzte sich indeß in die Ecke der Stube und verwandte kein Auge von dem Manne.

Nach dem Essen kam noch ein anderer Soldat herein,

seinen Kameraden zu besuchen, und fing ein lebhaftes Gespräch mit ihm an. Als Ludwig nach so langer Zeit seine Muttersprache wieder reden hörte, war es ihm, als hörte er eine himmlische Musik. Er sprang auf und begrüßte die zwei Soldaten in französischer Sprache auf's freundlichste. Die Soldaten schauten den zarten, lieblichen Knaben in Bauernkleidern, der so rein und fertig französisch sprach, verwundert an. Sie zweifelten keinen Augenblick, daß er ein geborner Franzose sei und fragten ihn, wie er hierher gerathen. Ludwig erzählte, wie er mit seiner Mutter eine Reise gemacht, wie er von dem bösen Kuckuk in den Wald gelockt wurde und sich dort verirrte, wie Lorenz und Johanna ihn so gütig und liebreich aufgenommen und wie er seit dieser Zeit nichts mehr von seiner Mutter gehört habe. Beide Soldaten zeigten ihm ihre herzlichste Theilnahme und wurden gegen Lorenz und Johanna ganz ungemein freundlich. Sie drückten Lorenz und Johanna kräftig die Hand und ersuchten Ludwig, auch in ihrem Namen und in deutscher Sprache diesen seinen Pflegeeltern zu danken, daß sie ihm so viele Liebe erwiesen.

Am andern Morgen wurde es sogleich unter allen Soldaten im Dorfe bekannt, daß sich ein kleiner Knabe aus Frankreich in dem Dorfe aufhalte. Viele Soldaten kamen in das Haus, ihn zu sehen, und hatten große Freude an ihm. Der Offizier aber, dem Ludwig als ein sehr liebens-

würdiger Knabe geschildert wurde, ließ ihn zum Mittagessen einladen. Ludwig eilte sogleich in seine Kammer hinauf und kam bald wieder festlich gekleidet herab. Er hatte seinen dunkelblauen Rock angezogen; seine Weste und langen Beinkleider waren so weiß wie Schnee. Johanna brachte sein schönes, schwarzlockiges Haar in Ordnung. So schön geputzt und den Hut in der Hand trat er mit seinem gewöhnlichen Anstand in das Zimmer des Offiziers, verneigte sich und sagte, er rechne es sich zur Ehre, mit ihm speisen zu dürfen. Der Offizier fand großes Wohlgefallen an dem artigen Knaben und unterhielt sich während der Mahlzeit mit ihm sehr gut; denn Ludwig war ganz ungemein fröhlich und gesprächig.

Der Offizier mit seinen Soldaten zog wieder ab, von Zeit zu Zeit kamen wieder andere. Der kleine Ludwig ward von nun an in dem Dorfe eine Person von Wichtigkeit. In vielen Häusern entstand zwischen den fremden Kriegern und den Hauseinwohnern Streit, — bloß weil die Einen die Sprache der Andern nicht verstanden. Ludwig wurde gerufen und half oft mit einigen Worten aus aller Verlegenheit. Oft stand der zarte Knabe unter der Linde des Dorfes zwischen den ergrauten Gemeindemännern und bärtigen Kriegern, die ohne seine Vermittelung einander nicht verstanden hätten, und beide Theile bezeigten ihm ihren Dank. Mancher Trupp kam mit trotzigen Mienen und dro=

henden Blicken in das Dorf; sobald aber Ludwig sie in ihrer Muttersprache freundlich grüßte, erheiterten sich plötzlich alle Gesichter und manches Unheil, das sie sonst vielleicht angerichtet hätten, unterblieb.

Die Bauern erkannten es auch, welche große Dienste ihnen Ludwig leiste. „Wenn Ludwig nicht wäre,“ sagten sie öfter, „so wäre es uns schon manchmal übel gegangen.“

Der Ortsvorstand machte daher den Vorschlag, weil Lorenz schon einen kleinen Franzosen, der ihnen sehr nützlich sei, im Quartier habe, so solle er künftig von andern Einquartirungen frei sein. Nach einigem Widerspruch von etlichen Wenigen nahm die Mehrzahl diesen Vorschlag an, und Lorenz, dem es doch etwas schwer fiel, seine zahlreichen Kinder zu ernähren, wurde dadurch sehr erleichtert.

Neuntes Kapitel.

Der Verwundete.

Nunmehr wurden die Begebenheiten immer ernsthafter. Die Franzosen hatten die waldige Gegend, worin das Dorf lag, besetzt; die Deutschen suchten sie daraus zu vertreiben. Nicht weit vom Dorfe, über dem See, in einer sumpfigen mit zerstreutem Gebüsch bedeckten Gegend, fiel ein hitziges Gefecht vor. Die Einwohner von Ellersee standen in Schaaren auf einer kleinen Anhöhe neben dem Dorfe und schauten zu. Man sah hier das Feuer und hörte den Knall von jedem

Schusse; von den Kämpfenden konnte man jedoch wegen des Rauches und der Entfernung wenig unterscheiden. Ludwig war einer der Ersten, die sich auf dem Hügel eingefunden hatten. Mit begierigen Blicken und klopfendem Herzen sah er dem Kampfe zu; es war ihm, als ginge jeder Schuß ihm durch das Herz, weil er dachte, daß jeder einem Menschen das Leben kosten könne. Der gute Knabe war sehr blaß und stand ganz unbeweglich da und wie stumm. Nur bezeigte er seine Verwunderung, daß man zuerst das Feuer von dem Schusse auffahren sehe, den Knall aber erst eine gute Weile nachher vernehme.

Das Gefecht währte bis an den späten Abend. Als es bereits dämmerte und das Gewehrfeuer sich immer weiter entfernte, kam aus jener Gegend her ein Bauersmann und erzählte mit bleichem Angesichte und bebender Stimme, was er von dem Kampfe wußte. „Mir wäre es bald übel gegangen," sagte er. „Ich wanderte ruhig meines Weges hin; da fing es auf ein Mal an zu beiden Seiten des Weges zu krachen. Ich war gerade zwischen die zwei Feuer der streitenden Parteien gerathen. Die Kugeln pfiffen rechts und links an mir vorbei. Voll Angst und Schrecken kroch ich in einen Busch, und blieb da versteckt, bis das entsetzliche Schießen sich weit genug hinweg gezogen hatte. Auf dem Wege hierher," fügte er noch bei, „sah ich einen verwundeten französischen Offizier liegen. Ich hätte ihm gerne

Hülfe geleistet, allein ich war froh, daß ich mit dem Leben davon gekommen, und eilte weiter, so schnell ich konnte."

Da Ludwig dieß hörte, bat er die Bauern flehentlich, doch hinaus zu gehen und den Verwundeten herein zu bringen. Einige Bauern schienen dazu geneigt. Allein einer der Männer, jener Krall, der sich schon früherhin gegen Ludwig und Lorenz so feindselig gezeigt hatte, rief: „Nein, das ist nicht zu wagen! Mich dünkt, das Schießen rücke wieder näher. Hört Ihr nicht, wie es kracht und donnert und im Walde wiederhallt? Wie leicht könnte da einen von Euch eine Kugel treffen! Wenn der Kampf geendet ist, so werden diejenigen, die das Schlachtfeld behaupten, schon für die Verwundeten sorgen; uns haben sie dazu nicht nöthig."

Auf diese Rede wagte es keiner aus den Bauern, dem verwundeten Offizier zu Hülfe zu kommen. Als das Schießen nachließ, zerstreuten sich die Bauern nach und nach und gingen nach Hause. Ludwig blieb noch und horchte ängstlich nach der Gegend hin. Das Gewehrfeuer hörte auf und es herrschte eine schauerliche Stille. Allein Ludwig vernahm von Zeit zu Zeit eine Stimme, die um Hülfe zu rufen schien. Der gute Knabe hatte gegen alle Menschen das wohlwollendste Herz, besonders aber gegen seine Landsleute. Er konnte sich nicht mehr halten. Er sprang den Hügel hinab, lief längs dem See hin und eilte der Stimme des Rufenden zu.

Unter einem Weidenbaume fand er den französischen Offizier, der hier auf dem sumpfigen Boden lag, noch sehr jung, todtenblaß, aber von sehr edler Gesichtsbildung war. Eine Kugel hatte ihn am rechten Fuße schwer verwundet. Weder Freund noch Feind konnte sich in der Hitze des Gefechts um ihn annehmen. Er hatte die Wunde, um das Verbluten zu verhindern, mit seinem Taschentuche verbunden und hatte versucht, indem er sich auf eine Flinte stützte, die während des Gefechts verloren gegangen, das Dorf zu erreichen. Allein er vermochte nicht, sich weiter fortzuschleppen und war unter dem Weidenbaum entkräftet liegen geblieben. Seine Wunde schmerzte ihn heftig; der leichte Verband konnte das Blut nicht ganz stillen, und er litt brennenden Durst. Die Abendluft wehte kalt. Er hatte sich schon darein ergeben, hier auf dem feuchten Boden in der kalten Nacht umzukommen, und hatte eben seine Seele Gott empfohlen. Da erblickte er den holden Knaben in ländlichen Kleidern, der ihn zu seinem nicht geringen Erstaunen in französischer Sprache anredete, auf das freundlichste grüßte und voll des herzlichsten Mitleids versprach, ihm Hülfe zu verschaffen. Dem jungen Offizier war es nicht anders, als sähe er einen Engel des Himmels. Er klagte ihm seine Noth. Ludwig sagte, er wolle ihm sogleich zu trinken bringen und Leute zu Hülfe rufen. Er lief der Mühle zu, wohin er einige hundert Schritte näher hatte,

als zu dem Dorfe. Er bat den Müller, den verwundeten Offizier in die Mühle herein tragen zu lassen, weil er sonst draußen umkommen müßte.

Der Müller sagte mit bedenklicher Miene: „Das wäre höchst gefährlich! Das Treffen ist zwar vorbei, allein vor wenigen Augenblicken hörte ich doch noch einige Male schießen, und mich däuchte ziemlich nahe. Ich getraue mir nicht, mich und meine Leute der Gefahr auszusetzen, erschossen zu werden."

Allein Ludwig fiel dem Müller zu Füßen und flehte mit aufgehobenen Händen, um der Barmherzigkeit Gottes willen, sich des Unglücklichen zu erbarmen. „Denkt an den barmherzigen Samariter," sagte er unter anderm, „und geht hin und thut deßgleichen."

Der Müller wurde gerührt und befahl seinem Knechte, eine Tragbahre zu nehmen und mit ihm zu kommen. Ludwig eilte mit einem Kruge Wasser voran, reichte dem Offizier, der vor Durst fast verschmachtete, zu trinken, und dieser trank mehrmals in starken Zügen. „Ach, wie das erquickt!" sagte er; „Gott, der den Trunk Wasser, dem Durstigen gereicht, nicht unbelohnt läßt, wolle Dich dafür belohnen, Du guter Knabe."

Die zwei Männer, der Müller und sein Knecht, legten nun den Verwundeten sanft auf die Tragbahre. Ludwig war mit einem Mal verschwunden. Allein kaum hatten die

Männer den Offizier in der Mühle auf ein Bett gebracht, wobei die Müllerinn mit einem Kerzenlichte zündete, so trat Ludwig mit dem Wundarzte herein, den er indessen aus dem Dorfe herbei geholt hatte. Der Wundarzt verband die Wunde, die er allerdings sehr bedeutend fand; versicherte aber, mit der Hülfe Gottes hoffe er sie glücklich zu heilen. Ludwig übersetzte das in die französische Sprache, und der Verwundete ward sehr getröstet.

Die Müllerinn brachte ihm noch etwas zu essen und bald darauf schlief er ein. Ludwig sorgte noch dafür, daß ein Nachtlicht angezündet wurde, und begab sich dann sehr vergnügt nach Hause. Das Bewußtsein, eine so edle Handlung vollbracht und einem Menschen das Leben gerettet zu haben, erfüllte sein Herz mit Seligkeit.

Am andern Morgen, bevor die Sonne aufging, war Ludwig schon wieder da und fragte den Kranken, wie er geschlafen habe. Bald darauf kam der Wundarzt und fand den Zustand des Kranken beruhigend. Er sagte unter anderm, zu dem Verbande seien viele Scharpien nöthig. Ludwig lief sogleich zu seiner Pflegemutter, Scharpien zu bestellen. Sie wußte nicht recht, was das sei. „Das weiß ich wohl, was das ist," sagte Ludwig; „es ist gezupfte Leinwand. Meine Mutter und ich haben schon viele gezupft. Ich will Euch einmal zeigen, wie das gemacht wird." Die Mutter und alle Kinder bereiteten, nach Ludwig's An=

leitung und Beispiel, in die Wette Scharpien. Ludwig brachte dem Chirurg bald einen ziemlichen Pack. Auch überreichte er dem Offizier ein frisches Taschentuch, indem er sagte: „Das Ihrige ist ja voll Blut und für jetzt nicht mehr zu gebrauchen.“

Der Offizier ward von der Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit des guten Knaben sehr gerührt. Die Thränen kamen ihm in die Augen. „Sieh',“ sagte er, „der erste Gebrauch, den ich von dem Tuche mache, sei dieser, daß ich mir die Thränen des Dankes damit abtrockne.“

Ludwig besuchte den jungen Offizier, der sonst keinen Menschen hatte, mit dem er reden konnte, täglich mehrere Mal und saß manche Stunde an seinem Bette. Er erzählte von seinem Vater, dessen er sich zwar nur noch dunkel erinnerte, ihn aber aus den Erzählungen seiner Mutter kannte; er sprach sehr oft von seiner Mutter, von ihrer Liebe zu ihm und von ihrer traurigen Flucht; er erwähnte auch seines strafbaren Leichtsinnes und seiner Verirrung im Walde. „Ach,“ sagte er voll des innigsten Schmerzes, „welch einen großen Kummer habe ich meiner innigst geliebten Mutter verursacht! Ich kann ihrer Mutterthränen, die sie über meinen Verlust weinte, nicht gedenken, ohne, wie Sie sehen, selbst zu weinen.“

Der Offizier, fast noch ein Jüngling, gedachte der Thränen, die seine Mutter beim Abschiede von ihm vergossen

hatte, und des tiefen Schmerzes seines Vaters. Er hatte, wiewohl er der Sohn reicher Eltern war, Soldat werden müssen, jedoch bei seiner Bildung und seinem Muthe sich vom Gemeinen bald zum Offizier empor geschwungen. Liebster Ludwig," sagte er, „es ist wunderbar, daß wir Beide, nachdem wir von unsern Eltern so weit entfernt worden, im fremden Lande so zusammentreffen mußten! — Du, lieber Knabe, hast mir das Leben gerettet und erzeigest mir täglich große Gefälligkeiten und Wohlthaten. Ich bin jetzt arm und habe keinen Heller mehr in meinem Vermögen. All mein Taschengeld und meine Uhr sind mir als Beute abgenommen worden. Allein ich hoffe, es werde noch die Zeit kommen, da ich Dir Deine Liebe vergelten und etwas für Dich und die Deinigen thun kann. Gott, der Dich schon früher — zu meiner Rettung — in dieses Dorf geführt hat, ließ vielleicht auch mich hierher kommen, Dir in der Folge nützlich zu werden."

Mit der Wunde des jungen Offiziers, der Lebrün hieß, ging es täglich besser; sie heilte sehr schön, wiewohl etwas langsam. Das größte Leiden war es ihm, daß er sich so ganz ohne Beschäftigung sah. So angenehm er sich manche Stunde mit dem kleinen Ludwig unterhielt, so hatte er doch oft Langeweile. Da brachte ihm Ludwig einige französische Bücher, die er von dem Herrn Pfarrer entlehnt hatte. Obwohl die Bücher ernsten Inhalts und mehr zur Belehrung

als Unterhaltung geschrieben waren, so las Lebrün sie dennoch mit großem Vergnügen. Er bezeigte öfter sein Erstaunen, daß diese Bücher, von denen er bisher nicht die beste Meinung hatte und sie gering achtete, so große Wahrheiten in einer so edeln, schönen Sprache enthielten. „Diese Bücher," sagte er in der Folge öfters, „haben Vieles zu der Bildung meines Verstandes und Herzens beigetragen. Ich sehe es als eine eigene Fügung Gottes an, daß er mich aus dem Getümmel der Welt und dem Tumulte des Krieges herausriß, mich in diese einsame Kammer versetzte und diese lehrreichen Schriften in meine Hand kommen ließ. Ich lernte dadurch Gott und mich selbst mehr kennen und ward ein besserer Mensch. In der That, Gott weiß alles sehr gut zu fügen."

Indessen drangen die französischen Kriegsheere wieder vorwärts. Viele Offiziere und Soldaten kamen durch Ellersee. Sie hatten eine unbeschreibliche Freude, den Lieutenant Lebrün, den sie sehr schätzten und liebten, aber für todt hielten, wieder zu sehen. Sie überhäuften Ludwig mit Lobpreisungen. Lebrün, der so weit hergestellt war, daß er an einem Stabe gehen konnte, wurde eingeladen, sich in eine etwas entfernte Stadt zu begeben, wo er besser konnte verpflegt werden. Er nahm, bevor er in den Reisewagen stieg, von Ludwig den zärtlichsten Abschied, dankte ihm für die erwiesenen Wohlthaten und sagte noch: „Weine nicht,

lieber Ludwig! Wir nehmen nicht auf immer Abschied; wir sehen uns wieder."

Ein Hauptmann mit einer Schaar Soldaten blieb noch einige Zeit in dem Dorfe. Als endlich auch dieser abziehen sollte und mit seinen Soldaten unter der großen Linde des Dorfes zum Abzuge bereit stand, berief er die ältesten Männer der Gemeinde. Es kamen aber noch viele andere Leute, Männer, Weiber und Kinder herbei. Der Hauptmann, ein Elsaßer, der gut deutsch sprach, lobte sie sehr, daß sie den kleinen Ludwig so liebreich aufgenommen. „Der Knabe", sagte er unter anderm, „hat den französischen Kriegern, besonders aber dem verwundeten Offizier große Dienste erwiesen. Indeß werdet Ihr auch uns bezeugen müssen, daß wir Euch mit großer Schonung behandelt, uns mit Wenigem begnügt und Euch alle unnöthige Kosten erspart haben. Ihr wißt, daß Ihr noch eine nicht geringe Summe Geldes an Kriegskontribution zu bezahlen habt. Auf Befehl des Obergenerals, dem Euer freundliches Benehmen gegen Ludwig gemeldet worden, ist Euch diese Summe erlassen und ich übergebe hiermit dem Ortsvorstande die schriftliche Urkunde, daß wir an Euch keine weitere Forderung mehr zu machen haben. Diese milde Behandlung habt Ihr dem liebenswürdigen Ludwig zu danken!" Er drückte hierauf dem Ortsvorstand, dem Müller, einigen andern Männern, besonders aber dem Lorenz, mit Thränen in den Augen,

die Hand, und winkte dann dem Tambour. Die Trommel wirbelte, die Soldaten schwangen die Hüte, stimmten in den Dank des Hauptmanns mit ein und zogen zum Dorfe hinaus.

Die Bauern waren von dem Danke des Hauptmanns sehr gerührt und über den Nachlaß der großen Geldsumme hoch erfreut. „Hab' ich es nicht gesagt," rief bald dieser, bald jener, „man solle den Ludwig in unser Dorf aufnehmen!" Diejenigen aber, die davon abgerathen hatten, besonders Krall, schwiegen still und hingen die Köpfe. Der Ortsvorstand sprach: „Es ist gut, daß wir dem guten Rathe unsers Herrn Pfarrers gefolgt haben. Er ist doch ein frommer, weiser Mann. Er sagte es uns voraus, Ludwig, wiewohl er ein armer Knabe sei, werde dem ganzen Dorfe zum Segen gereichen. Und diese seine Weissagung ist nun in Erfüllung gegangen."

„Ja, ja!" rief einer der erfreuten Bauern, „so ist es. Es bleibt doch wahr, was wir als Kinder schon in unserm Katechismus gelernt haben: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." Und die übrigen Bauern gaben ihm recht!

Zehntes Kapitel.

Eine gerichtliche Anklage.

Nunmehr wurde Waffenstillstand gemacht. Schon seit einigen Wochen hatte sich weder ein feindlicher, noch freund-

licher Krieger in Ellersee blicken lassen. Alles freute sich auf den Frieden, den man sehr nahe glaubte, und es war den Leuten, als scheine die Sonne heller und freundlicher in das Dorf. Nur über Lorenz und die Seinigen kam eine große Trübsal. Er wurde beschuldigt, dem Kirchenbauer, einem der reichsten Bauern im Dorfe, eine ansehnliche Summe Geldes in Gold entwendet zu haben.

Die Sache war diese: Lorenz hatte in dem Garten dieses Bauers einige Bäume gepfropft, was er sehr gut verstand. Der Garten war von einer niedrigen etwas baufälligen Mauer aus Ziegelsteinen umgeben. Lorenz hatte die Propfreiser und übrigen Geräthschaften auf die Mauer gelegt, weil sonst kein bequemer Platz vorhanden war. Allein an eben der Stelle hatte der Bauer, hinter einem Ziegelsteine, der los war und leicht konnte herausgenommen werden, mehrere Goldstücke, aus Furcht vor feindlicher Plünderung, verborgen. Als nun die fremden Krieger aus dem Dorfe abgezogen waren und der Bauer sein Gold wieder hervorlangen wollte, war es zu seinem Entsetzen nicht mehr vorhanden. Sein Verdacht fiel auf Lorenz. Er wußte, daß es dem Lorenz an Geld gefehlt habe, seinen Pacht ganz zu bezahlen; denn Lorenz hatte ihn damals, als er die Bäume pfropfte, wiewohl vergebens, gebeten, ihm Geld vorzustrecken. Der bestürzte Bauer forschte heimlich weiter nach und vernahm von dem Gerichtsdiener, Lorenz habe, was

ihm an dem Pachtgelde gefehlt, in Gold bezahlt. Der Bauer hielt es nun für ausgemacht, Lorenz habe das vermißte Gold gestohlen. Er ging daher zu dem Verwalter in Waldenberg, der zugleich Gerichtshalter war, und verklagte den Lorenz. Der Verwalter war sehr betroffen. Er hatte die Goldstücke noch, die er von Lorenz bekommen, holte sie, verbarg sie aber in der Hand und fragte den Bauer, von welcher Art und Beschaffenheit die entwendeten Goldstücke gewesen? Sie waren von eben der Sorte. Der Verwalter legte ihm nun die Goldstücke vor. Der Bauer rief höchst erfreut: „Sie sind die nämlichen, die mir Lorenz gestohlen hat!“ und der erfreute Bauer wollte sie sogleich einstecken. Allein der Verwalter sagte: „So schnell geht es nicht; Ich muß den Lorenz zuvor auch noch hören.“

Lorenz wurde gerufen und verhört, wie er zu dem Golde gekommen. Er versicherte, daß die Goldstücke sich in den tuchenen Rockknöpfen Ludwig's vorgefunden hätten; er berief sich auf den Zettel, auf dem seine Ehegattinn Johanna sowohl den Fund als was sie davon für Ludwig ausgegeben, getreulich verzeichnet hatte.

Der Verwalter ließ nun durch den Gerichtsdiener unverzüglich Johanna vorrufen, mit dem Befehl, den angeblichen Zettel mitzubringen. Johanna kam zitternd und bebend; sie hielt es schon für eine große Beschämung, von einem Gerichtsdiener vor Gericht geführt zu werden. Lorenz mußte

abtreten und Johanna wurde vernommen; ihre Aussage stimmte genau mit den Aussagen ihres Mannes überein. Das Blatt, das sie mitgebracht, durchsah der Verwalter mit sichtbarem Wohlgefallen. Allein er sagte: „Das wäre alles gut; allein wer steht mir dafür, daß Ihr den Zettel nicht in der hinterlistigen Absicht geschrieben, im Falle der Handel vor Gericht käme, mich zu hintergehen?“ Er ließ nun auch noch Ludwig rufen; allein daß Ludwig ganz und gar nichts von den Goldstücken wußte, war für Lorenz und Johanna ein bedenklicher Umstand. Der Verwalter war ein strenger Mann, aber gerecht. Er war deßhalb in Verlegenheit und wußte nicht, ob er der Aussage des Lorenz Glauben beimessen oder alles für Lug und Trug und einen abgeredeten Handel ansehen sollte. Er getraute sich nicht, den Lorenz zu verurtheilen, aber auch nicht, ihn loszusprechen. Er ließ die Sache einstweilen auf sich beruhen; allein auf Lorenz und Johanna blieb in den Augen vieler Menschen der schwere Verdacht liegen, sie hätten gestohlen.

Die Begebenheit machte in Ellersee großes Aufsehen und erregte keinen geringen Lärm. In allen Häusern und wo im Dorfe oder Felde ein Mensch dem andern begegnete, wurde fast von nichts anderm gesprochen. Die Kinder des guten Lorenz, Konrad und Liese, kamen oft mit weinenden Augen nach Hause und klagten es ihren Eltern, daß sie von andern Kindern ein Diebsgesindel gescholten werden.

Lorenz und Johanna wurden zwar von manchem ehrlichen Bauersmann im Dorfe als verständige und tugendsame, friedliche und arbeitsame Leute geachtet; allein sie hatten doch auch ihre Feinde. Da sie als fremd in das Dorf gekommen, so waren schon deßwegen aller Augen auf sie gerichtet und manches Löbliche an ihnen, das den Leuten ungewohnt vorkam, wurde getadelt. Den Bauern war es überhaupt nicht recht, daß ein Fremder das schöne herrschaftliche Landgütchen in Pacht bekommen. Ueberdieß hätte jener bekannte böse Krall schon früherhin das Gütchen gerne gepachtet, und hatte damals die Bauern, die ihn fürchteten, zu überreden gewußt, ihn bei der Verpachtung desselben an den Meistbietenden nicht zu steigern. Krall hatte auch geglaubt, er sei für ein ganz geringes Pachtgeld schon wirklich Pächter. Er gerieth daher, als anstatt der erwarteten herrschaftlichen Genehmigung Lorenz als neuer Pächter ankam, in den heftigsten Zorn, wurde von der Stunde an Lorenz's abgesagter Feind und schmähte und lästerte bei jeder Gelegenheit über ihn. Jetzt aber behauptete er auf allen Bierbänken, Lorenz sei ein ausgemachter Lügner und Dieb und der eigennützige Kirchenbauer gab ihm vollkommen recht und schalt überdieß noch den Verwalter einen ungerechten Richter, weil er ihm jene Goldstücke, die er ihm in der Kanzlei vorgelegt, nicht sogleich zugesprochen und den Lorenz nicht zum Ersatze der übrigen Goldstücke verurtheilt habe.

Auch die Bäuerinnen waren der guten Johanna gar nicht geneigt. Denn Johanna war in einem entfernten Marktflecken, wo sich eine sehr gute Schule befand, von sehr guten Eltern erzogen worden. Sie hatte eine reinere Aussprache und einen feinern Anstand in ihrem Betragen, und konnte manchen abergläubischen Meinungen der Bäuerinnen zu Ellersee nicht beistimmen. Ueberdieß behielt sie aus ihrem Geburtsorte die dortige Art sich zu kleiden auch hier bei, die zwar bei weitem nicht so kostbar als jene der Weiber im Dorfe, aber viel netter und zierlicher war. Deßhalb wurde sie von ihnen schon bisher immer mit neidischen Blicken angesehen; nunmehr aber begegneten viele von ihnen ihr und ihrem Manne mit der größten Verachtung.

Lorenz tröstete sich mit seiner Unschuld; Johanna aber war sehr betrübt und weinte oft stille Thränen. Lorenz suchte sie zu erheitern und ihr Trost einzusprechen. „Liebste Johanna," sagte er unter anderm zu ihr, als sie einmal noch spät in der Nacht am Fenster saß und bitterlich weinte, „sieh' da den Mond an, der jetzt so schön und hell am Himmel glänzt! Sieh', jetzt kommt eben eine schwarze Wolke und verdunkelt ihn ganz. Allein habe nur eine kleine Weile Geduld. Sieh', jetzt ist die Wolke vorüber gezogen und der liebe Mond glänzt wieder so hell und schön, wie zuvor. So ist es mit der Unschuld. Sie kann wohl durch Verleumdungen und falsche Anklagen angeschwärzt und verdunkelt werden,

aber am Ende trägt sie doch den Sieg davon. So wird Gott auch die Wolken zerstreuen, die jetzt unsere Unschuld bedecken, und sie wird allen Menschen so hell und klar in die Augen leuchten, wie jetzt der Mond."

Eilftes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Eines Sonntags gingen Lorenz und Johanna mit ihren Kindern, wie gewöhnlich, in die Kirche. Es war ein herrlicher Herbstmorgen. Die Kinder waren sehr fröhlich. Die Mutter aber war sehr betrübt, weil viele der festlich geputzten Leute sie nicht einmal grüßten, sondern sie nur mit verächtlichen Blicken ansahen. Sie betete in der Kirche besonders herzlich, Gott wolle die große Schmach, daß man sie für eine Diebinn und ihren Mann für einen Dieb halte, von ihr nehmen.

Als sie nach geendetem Gottesdienste mit ihrem Manne und den Kindern aus der Kirche trat, sieh', da hielt vor ihrem Hause eine prächtige Kutsche, mit vier Pferden bespannt. Die Leute, die vor Johanna hergingen, riefen erfreut: „Das ist die Kutsche unserer Herrschaft! O, Gott Lob! unsere gnädige Herrschaft ist wieder von der Flucht zurück gekommen."

Wirklich stand die Frau von Waldenberg unter Lorenz's Hausthüre; neben ihr stand eine andere Frau, von sehr feinem adeligen Aussehen, die den Leuten unbekannt war.

Ludwig aber that plötzlich einen lauten Schrei: „O, mein Gott!" rief er, „o, meine beste Mutter!" und sprang mit weit ausgestreckten Armen auf sie zu. Sie faßte ihn in ihre Arme und benetzte sein Angesicht mit reichlichen Freudenthränen. Auch Ludwig weinte vor Freuden. Die Leute, die umher standen, wurden sehr gerührt und viele hatten Thränen in den Augen. „Es ist Ludwig's Mutter!" flüsterten sie einander zu; „wer hätte gedacht, daß der arme Knabe eine so vornehme Mutter habe!"

Da indeß das Gedräng des Volkes immer größer wurde, führte Frau von Waldenberg den hocherfreuten Ludwig und seine Mutter in die Stube. Die Mutter setzte sich, von der Freude so mächtig angegriffen, daß sie fast nicht mehr zu stehen vermochte, auf die Bank. Sie betrachtete Ludwig mit innigem Vergnügen. „Ei, wie bist Du indeß gewachsen," sagte sie, „und wie gesund und blühend siehst Du aus!" Sie bemerkte mit Wohlgefallen, wie nett und reinlich Ludwig gekleidet war; denn er hatte seinen neuen blauen Frack an, der eben so gemacht war, wie sein voriger, der ihm aber zu klein geworden; sein Halskragen war zwar nicht gestickt, aber weiß wie Schnee, und seine schwarzen Haarlocken waren auf's schönste geordnet. Die Mutter that hunderterlei Fragen an ihn. Er konnte nicht genug rühmen, wie liebreich seine Pflegeeltern ihn aufgenommen und wie gütig sie ihn diese lange Zeit hindurch behandelt hatten.

Ludwig's Mutter erzählte hierauf, welchen Jammer sie über seinen Verlust empfunden und was ihr seit jener Zeit alles begegnet sei; wie bestürzt der Vater, laut seiner Briefe, über die Nachricht gewesen, Ludwig sei verloren gegangen; wie sie den Vater bisher nicht mehr gesehen habe; wie sie sich freue, ihren lieben Ludwig wieder zu sehen und wie sie hoffe, nun, da der Friede nahe sei, auch den Vater bald wieder zu sehen. Beide, Mutter und Sohn, fühlten sich so glücklich und selig, daß sie die ganze Welt um sich her vergaßen.

Lorenz und Johanna verstanden von der ganzen Unterredung nichts; denn es wurde kein deutsches Wort, sondern nur französisch gesprochen. Indeß sahen sie an den lebhaften Reden, an den Mienen, Blicken und Thränen der Redenden, daß ihre Freude unaussprechlich sein müsse.

Frau von Waldenberg wendete sich, da Ludwig und seine Mutter jetzt von Dingen redeten, die ihr längst bekannt waren, zu Lorenz und Johanna. Sie bezeigte ihnen ihre Freude, unter ihren Unterthanen so menschenfreundliche Leute zu finden und sagte ihnen, wer Ludwig's Mutter sei. Lorenz und Johanna vernahmen mit Erstaunen, daß Ludwig, den sie als den Sohn einer verarmten, landesflüchtigen Mutter in ihr Haus aufgenommen, ein junger Graf und seine Mutter eine sehr vornehme Gräfinn und überaus edle, tugendhafte Frau sei.

Frau von Waldenberg erzählte nun auch, wie es zugegangen, daß Ludwig's Mutter — bis aus Böhmen sehr eilig und geraden Weges — hierher gekommen. Die Geschichte war kurz diese: Ludwig's Mutter, die Gräfinn, hatte sich nach Prag geflüchtet. Auch Herr und Frau von Waldenberg hielten sich dort auf. Allein die Gräfinn wußte nichts davon; sie lebte in Prag sehr zurückgezogen und besuchte keine Gesellschaften. Der Verwalter zu Waldenberg mußte seiner Herrschaft von Zeit zu Zeit berichten, was in seinem Amtsbezirke vorgehe. Er berichtete denn auch den Rechtsfall, der sich mit den Goldstücken zugetragen, die angeblich in den Rockknöpfen eines ausgewanderten französischen Knaben sich sollen befunden haben. Frau von Waldenberg erzählte die seltsame Begebenheit in einer Gesellschaft. Eine adelige Dame, die zugegen war und mir Ludwig's Mutter bekannt war, erzählte es dieser. Ludwig's Mutter, die Gräfinn, begab sich augenblicklich zu Frau von Waldenberg, sich näher zu erkundigen. Der Verwalter hatte sehr ausführlich berichtet. Der Ort Waldenberg, der Name Ludwig, der Tag, an dem er seine Mutter verloren, der angenommene Name, unter dem seine Mutter sich geflüchtet hatte, die Anzahl, ja auch das Gepräge der Goldstücke traf auf's genaueste zu. Die Gräfinn zweifelte keinen Augenblick, der Knabe, in dessen Rock die Goldstücke gefunden worden, sei ihr geliebter Ludwig; denn sie selbst hatte die Goldstücke heimlich ein=

genäht. Sie brannte vor Begierde, ihren innigst geliebten Ludwig wieder zu sehen. Allein sie wollte es nicht wagen, nach Waldenberg zu reisen, weil bloß Waffenstillstand und noch nicht Friede war, und die französischen Kriegsheere noch auf deutschem Boden standen. Allein Herr von Waldenberg sagte zu der Gräfinn: „Ich und meine Frau sind bereit, unverzüglich mit Ihnen nach Waldenberg zu reisen. Können Sie sich entschließen, in dem Passe für eine Kammerfrau meiner Gemahlinn zu gelten, so stehe ich Ihnen dafür, Sie werden ganz sicher, ohne irgendwo angehalten zu werden, nach Waldenberg kommen und dort einen sichern Aufenthalt finden." Die Gräfinn nahm diesen Vorschlag mit der größten Freude an und alle Drei machten sich sogleich auf die Reise.

„So", sagte Frau von Waldenberg am Ende ihrer Erzählung, „gaben diese Goldstücke Veranlassung, daß Ludwig's Mutter so schnell hierher kam. Ohne den falschen Verdacht, in den Ihr, guter Lorenz und Ihr, meine liebe Johanna, gekommen, wäre es vielleicht noch Jahre lang angestanden, bis die Frau Gräfinn ihren geliebten Ludwig wieder gesehen hätte."

„Ach," sagte Johanna höchst erfreut, „die große Freude, die Ludwig und seine Frau Mutter empfinden, hat mich die unverdiente Schmach, die uns getroffen hat, ganz vergessen gemacht. Meine Freude gleicht wahrhaft der Ihrigen. Ja,

ich sehe es auch hier wieder, daß Gott alle Widerwärtigkeiten, die er über uns kommen läßt, uns und Andern zum Besten zu lenken weiß.“

Frau von Waldenberg erinnerte nun Ludwig's Mutter, es sei Zeit, nach Waldenberg zurück zu kehren. Die Gräfinn stand auf, wendete sich zu Lorenz und Johanna und bezeigte ihnen in den rührendsten Worten, die von der Frau von Waldenberg in das Deutsche übersetzt wurden, den innigsten Dank. Johanna brachte die noch übrigen Goldstücke nebst dem Verzeichnisse, was sie davon für Ludwig verwendet habe, und wollte sie zurück geben; allein Ludwig's Mutter sagte: „Davon kann keine Rede sein! Behaltet sie und ich werde darauf bedacht sein, Euere Liebe zu meinem Sohne noch reichlicher zu belohnen.“

Johanna beeilte sich nun, Ludwig's Kleidungsstücke und weißes Zeug zusammen zu packen und ihre zwei Kinder, Liese und Konrad, brachten nach wenigen Minuten, jedes ein Päckchen. Als Ludwig die Wanderbündelein erblickte und nun scheiden sollte, ward er tief betrübt; sein liebliches Gesichtchen zeigte von der innigsten Wehmuth und der gute Knabe brach in Thränen aus. Er nahm von seinen Pflegeeltern den rührendsten Abschied und umarmte alle Kinder des Hauses als seine Geschwister. Lorenz, Johanna und alle Kinder weinten. Auch Ludwig's Mutter ward sehr gerührt und die Thränen kamen ihr in die Augen: „Ich sehe da

einen neuen Beweis," sagte sie, „daß alle im Hause meinen Ludwig herzlich liebten und daß er hier so gut aufgehoben war, wie ein Kind vom Hause."

Frau von Waldenberg tröstete die Kinder, Lorenz und Johanna. „Weinet nicht, Ihr guten Leute," sprach sie, „Ludwig nimmt noch nicht für immer Abschied; er bleibt mit seiner Mutter noch lange bei uns zu Waldenberg. Da könnet Ihr einander noch recht oft sehen."

Ludwig stieg nun mit seiner Mutter und Frau von Waldenberg in die Kutsche, und nachdem sie an dem Pfarrhause angehalten und dem edelmüthigen Pfarrer einen Besuch gemacht und auch ihm für seine Liebe und Güte gegen Ludwig gedankt hatten, fuhren sie zurück nach Waldenberg in das Schloß.

Zwölftes Kapitel.

Belohnung und Strafe.

Ludwig's Mutter blieb vorerst zu Waldenberg; nachdem es Friede geworden, kam auch ihr Gemahl, der Graf, dahin. Die Freude des Grafen, der Gräfinn und ihres einzigen Sohnes Ludwig, sich nach so langer Trennung wieder vereinigt zu sehen, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken, und eben so groß als ihre Freude, war ihr Dank gegen Gott.

Nachdem alle Drei mit großer Lebhaftigkeit einige Stunden hindurch von nichts anderm sprachen, als von dem,

was ihnen alles begegnet, seit sie von einander getrennt worden, da sagte die Gräfinn zu ihrem Gemahl: „Nun laß uns überlegen, wie wir Ludwig's Pflegeeltern belohnen wollen.“

Der Graf und die Gräfinn hatten zwar ihre Güter in Frankreich verloren; allein sie besaßen noch ansehnliche Kapitalien, die sie schon früher in England angelegt hatten. Auch hatte die Gräfinn ihren Schmuck von kostbaren Edelsteinen glücklich gerettet. Sie brachte ihr Schmuckkästchen, öffnete es und sagte: „Alle diese edeln Steine hätte ich mit Freuden hingegeben, mein verlornes Kind wieder zu finden! Sollten wir nun nicht einen dieser Steine, etwa diesen schönen Diamant hier, daran wenden, die Liebe zu vergelten, die Lorenz und Johanna, diese guten Landleute, unserm Kinde erwiesen haben? Wir wollen den Herrn von Waldenberg bitten, daß er das Gütchen, das Lorenz und seine Hausfrau bloß im Pacht haben, uns zu kaufen gebe. Dieses Gütchen wollen wir dann den guten Leuten schenken. So kann ein Edelstein das Glück mehrerer Menschen machen, was sie um uns auch wohl verdient haben.“

Dem Grafen gefiel der Vorschlag sehr wohl. „Ja,“ sprach er, „der Diamant soll zum Besten dieser menschenfreundlichen Landleute verkauft werden! Denn sie haben uns einen Edelstein aufbewahrt, gegen den alle diese Steine hier nichts sind, unsern geliebten Sohn Ludwig.“

Der Graf und die Gräfinn redeten mit Herrn und Frau von Waldenberg. Frau von Waldenberg zeigte Lust zu dem schönen Steine, der sehr zierlich in einen Ring gefaßt war. Der Werth des Edelsteins betrug indeß nur ungefähr die Hälfte von dem Werthe des Pachtgütchens. Die Gräfinn wollte noch ein paar kleinere Diamanten, die in goldenen Ohrenringen prangten, dazu legen. Allein Herr von Waldenberg sprach: „Das ist nicht nothwendig; das wäre zu viel; wir wollen es so machen: Sie geben meiner Frau den Diamantring, der ihr so sehr gefällt und der für sie, als Andenken an eine edle Freundinn, einen doppelten Werth haben wird. Ich aber gebe dem Lorenz das Pachtgut, das er nur auf neun Jahre gepachtet hat, in Erbpacht, und er soll in Zukunft nur noch die Hälfte des Pachtgeldes, das er jetzt bezahlt, zu entrichten haben. So kann er das hübsche Gütchen als Eigenthum betrachten, nur mit der Verbindlichkeit, jährlich die sehr mäßige Abgabe davon zu entrichten. Er kann sich dann sehr wohl darauf ernähren; ja noch wohl etwas für seine Kinder erübrigen!"

Der Graf und die Gräfinn fanden diesen Vorschlag sehr vernünftig, und der Verwalter mußte sogleich die Schenkungsurkunde ausfertigen.

Herr von Waldenberg wollte nun den Lorenz rufen lassen. Allein die Gräfinn sagte: „Nein! Ich und mein Gemahl

wollen selbst nach Ellersee fahren und Ludwig soll seinen geliebten Pflegeeltern die Urkunde überreichen."

Herr von Waldenberg sprach: „Nun wohl, so ist es noch besser. Sie wissen auf eine sehr schöne, edle Art zu geben. Ich und meine Frau werden auch mitfahren."

Es wurde sogleich angespannt und man fuhr hin. Die Kutsche hielt vor der Hausthüre der guten Leute. Ludwig sprang voll Freude zuerst aus der Kutsche und überreichte dem Lorenz die Schrift. Lorenz las, staunte und blickte gerührt zum Himmel; Johanna zitterte vor Freude und rief mit Thränen in den Augen und gefalteten Händen: „Mein Gott, so dürfen wir dieses Haus, in dem wir bisher mit unsern Kindern gleichsam nur zur Miethe wohnten, und die Aecker und Wiesen, die dazu gehören, nunmehr als unser Eigenthum ansehen."

„So ist es!" sagte Herr von Waldenberg. „Euere Freundlichkeit gegen ein armes Kind, das ohne Obdach umherirrte, hat Euch und Euern Kindern eine eigene Heimath verschafft."

Frau von Waldenberg fügte noch bei: „So bleibt keine edle That unbelohnt; und so reichlich sie hier auf Erden auch immer belohnt werden mag, in jener Welt wartet auf sie noch ein schönerer Lohn!"

Die Einwohner von ganz Ellersee konnten sich über diesen vornehmen Besuch bei dem armen Lorenz und über das reiche Geschenk nicht genug wundern, und die reiche Kirchenbäuerinn

sagte zu ihrem Bauer: „Wenn wir das voraus gewußt hätten, so hätten wir an dem kleinen Franzosen das Werk der Barmherzigkeit gethan und nicht geruht, bis Lorenz ihn uns in die Kost gegeben hätte.“

Der Kirchenbauer aber sah nun wohl ein, daß der Verdacht, den er wegen der entwendeten Goldstücke auf den rechtschaffenen Lorenz geworfen hatte, falsch gewesen. Er ging zu Lorenz, bekannte reumüthig sein Unrecht und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn überall als einen Dieb verschrien und verlästert habe. Allein der argwöhnische Bauer richtete nun seinen Verdacht sogleich auf einen Andern, und zwar auf einen Mann, den er bisher für seinen besten Freund gehalten hatte, auf seinen Nachbar Krall. Er ging sogleich nach Waldenberg, erschien vor Amt und sagte, daß er eine neue Klage wegen seiner gestohlenen Goldstücke vorzubringen habe.“

„Das ist gewiß wieder eine so dumme Klage, wie die gegen Lorenz,“ sprach der Verwalter; „doch laßt einmal hören!“

Der Bauer erzählte — nach seiner Art etwas ausführlich: „Als der Franzosenkrieg uns so schnell über den Hals gekommen, wußte ich gar nicht mehr, wo mir der Kopf stand. Meine Kapitalbriefe und meine armen, seit zwanzig Jahren sauer ersparten Sparpfennige, fünfzig Goldstücke an der Zahl, lagen mir sehr am Herzen. Ich hätte sie gerne

recht gut vor dem Feinde versteckt, und wußte nicht wohin. Da fragte ich meinen Nachbar Krall um Rath. „Der ist ein gescheidter Mann", dachte ich „und hat mir schon oft gut gerathen. Krall sagte zu mir: „Versteck' Dein Geld heute Nacht hinter einem der lockern Steine in Deiner Gartenmauer; da findet es kein Mensch. Deine Papiere laß, wo sie sind; die nimmt Dir der Feind nicht." Dieser Rath gefiel mir sehr wohl; ich befolgte ihn. Nachts um zwölf Uhr, da alles schlief, schlich ich heimlich und in aller Stille in den Garten. Weil es gar so finster war, zündete mir meine Bäuerinn mit der Laterne; denn um das Geld recht geschickt zu verbergen, mußte ich dazu ja doch auch sehen. Das Geld ging mir indeß bei Tag und bei Nacht im Kopfe herum. Sobald die Franzosen fort waren, wollte ich die gut verwahrten Goldstücke wieder aus der Mauer heraus nehmen. Allein ich war vor Schrecken fast des Todes; denn leider war nicht ein einziges davon mehr vorhanden. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun; bevor es Tag wurde, lief ich zu Nachbar Krall, klopfte und polterte an seinem Hause, bis er aufwachte. Ich klagte ihm mein entsetzliches Unglück."

„Nun," sprach der Verwalter, „und was sagte Nachbar Krall?"

„Er hat sich recht über mich erzürnt," sagte der Bauer, „und zu all meinem Unglücke mich noch recht ausgescholten.

Ich sehe wohl," hat er gesagt, „wenn der Rath eines gescheidten Mannes gut sein soll, so muß ihn auch ein gescheidter Mann ausführen. Du aber bist ein dummer Kerl," hat er gesagt; „Du hättest keine Laterne mitnehmen sollen; denn da konnten Dich die Leute ja sehen. Da wundert's mich gar nicht," hat er gesagt, „daß die goldenen Vögel ausgeflogen sind und daß Du das Nest leer gefunden. Doch", hat er gesagt, „ich will Dir einen guten Rath geben, wie Du sie wieder bekommen kannst. Hast Du, als Du von dem Lorenz, wiewohl ich Dir davon abwehrte, Deine Bäume pfropfen ließest, nicht gesehen, daß er dort an der Gartenmauer, die ihn doch nichts anging, sich immer etwas zu schaffen machte? Glaube mir," hat er gesagt, „das Geld hat kein anderer Mensch gestohlen, als Lorenz. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, so würde ich ihn verklagen." Nun wie Sie wissen, habe ich auch geklagt; nur habe ich Ihnen damals nicht gesagt, daß Krall mir den Rath gegeben, wo ich das Gold verstecken soll; denn er hat mir befohlen, keiner Seele ein Wörtlein davon zu sagen, daß er mir den guten Rath gegeben."

„Sieh'," sprach der Verwalter für sich, „so wollte Krall, dieser rachgierige Mensch, sich an Lorenz rächen, ihn verdächtig machen und wohl gar aus dem Dorfe bringen, um am Ende an seiner Statt doch noch Pächter zu werden."

Der Verwalter fragte hierauf den Bauer: „Habt Ihr

schon irgend einem Menschen von Euerm neuen Argwohne etwas gesagt?"

„O, bei Leibe nicht," sprach der Bauer, „keiner Seele hab' ich ein Sterbenswörtlein gesagt. Ich setzte zwar von langer Zeit her mein größtes Vertrauen in Krall, aber ich traue ihm doch nicht recht und fürchte mich vor ihm. Er darf es auch nicht inne werden, daß ich ihn verklagt habe. Sagen Sie ihm bei Leibe nichts davon!"

„Nun" sprach der Verwalter, der bei all seiner Ernsthaftigkeit über die Einfalt des Bauers lächeln mußte, „so schweiget ferner; ich werde Euch wieder rufen lassen!"

Der Verwalter kannte den Krall als einen schlauen Kopf und dachte: „Es könnte gar wohl sein, daß Krall das Gold in seine Krallen zu bekommen suchte und dem einfältigen Bauer bloß deßwegen gerathen, das Gold in der Mauer zu verstecken, um den Bauer zu belauschen und das Gold zu holen. Krall ist ein schlechter Hauswirth, ein Schuldenmacher, ein Trinker und Spieler; wenn er das Geld entwendet hat, so hat er sicherlich schon das meiste davon ausgegeben; und das wird leicht zu erfahren sein."

Er rief seinen Gerichtsdiener, erzählte im Vertrauen ihm die Sache und trug ihm auf, nachzuforschen, ob Krall nicht irgendwo eine oder die andere seiner vielen Schulden in Gold bezahlt oder sonst Gold ausgegeben habe.

Nach einigen Tagen kam der Gerichtsdiener Morgens in

die Kanzlei und sagte: „Von seinen Schulden hat Krall nicht einen Heller abbezahlt; allein in der Stadt hat er im Wirthshause zum schwarzen Bären eine ganze Nacht hindurch getrunken und gespielt, und da er sehr im Verluste war, einige Goldstücke wechseln lassen. Ich wußte mir ein Paar davon zu verschaffen, die ich für Silbergeld einwechselte. Hier sind sie; sie sind, wie Sie sehen, von der nämlichen Art, wie der Kirchbauer die gestohlenen beschrieben hat."

Der Verwalter ließ nun durch den Gerichtsdiener den Krall auf der Stelle rufen und hielt ihm den Diebstahl vor. Krall fing an zu toben und zu wüthen, daß man einen so ehrlichen Mann, wie er sei, wegen einem solchen ehrlosen Streiche in Verdacht haben könne. Er konnte zwar nicht läugnen, daß er Goldstücke habe wechseln lassen; er betheuerte aber mit hohen Schwüren, daß er sie nicht gestohlen habe.

„Das kann sein," sprach der Verwalter; „indeß ist nur noch eine Kleinigkeit in's Reine zu bringen. Ihr habt nachzuweisen, von wem Ihr die Goldstücke eingenommen."

Da erblaßte Krall; er wußte keinen Menschen zu nennen, von dem er die Goldstücke erhalten. Er mußte den Diebstahl einbekennen, wurde zum Ersatz des gestohlenen Geldes und überdieß auf mehrere Jahre zum Zuchthause verurtheilt.

„So geht es," sagte der Verwalter, „wenn man nicht

arbeitsam und sparsam ist, sich dem Trinken und Spielen ergibt und am Ende gar betrügt und stiehlt. Schlechte Thaten bringen schlechte Früchte, Jammer und Elend; nur Tugend und Rechtschaffenheit machen glücklich. Wie die Unschuld des ehrlichen Lorenz an den Tag gekommen, so ist nun auch Euere Schuld offenbar geworden. Wie Lorenz für seine Redlichkeit und Menschenfreundlichkeit belohnt wurde, so werdet nun Ihr für Euere Falschheit und Euer feindseliges Wesen bestraft."

Da Krall ohnehin schon viele Schulden hatte und nun die entwendeten und verschwendeten Goldstücke ersetzen sollte, so mußte er vergantet werden. Er kam an den Bettelstab und seine Kinder kamen oft an Lorenz's Fenster und bettelten ein Stücklein Brod, und die Leute im Dorfe sagten: „Dieß hat Krall nicht nur wegen seines liederlichen Lebenswandels, seiner Falschheit und seiner Betrügereien, sondern noch besonders wegen seiner Hartherzigkeit gegen den guten Ludwig verdient. Er wollte den armen, verlassenen Knaben aus dem Hause des Lorenz und aus dem Dorfe vertreiben und mußte nun selbst mit seinen Kindern sein eigenes Haus verlassen.

Zwölftes Kapitel.

Der Oberst.

Wie Frau von Waldenberg und die Gräfinn sehr gute

Freundinnen geworden, so wurden auch Herr von Waldenberg und der Graf sehr gute Freunde; denn alle hatten gleich edle Gesinnungen. Obwohl es Friede war, so konnten die Ausgewanderten sich doch noch wenig Hoffnung machen, in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen. Der Krieg brach auch bald wieder mit erneuerter Heftigkeit aus, wurde jedoch in Gegenden geführt, die weit von Waldenberg entfernt waren. Herr und Frau von Waldenberg baten daher den Grafen und die Gräfinn dringend, mit Ludwig bis auf bessere Zeiten in Waldenberg zu bleiben, und alle drei freuten sich sehr, einen so sichern und angenehmen Aufenthalt gefunden zu haben. Sie brachten da längere Zeit sehr vergnügt zu.

Eines Tages nun, da man an nichts wenigers dachte, als an französisches Militär, kam ein französischer Offizier, von einigen Husaren begleitet, in den Schloßhof gesprengt. Er ließ sich als einen französischen Oberst bei Herrn von Waldenberg melden. Alle im Schlosse waren über diesen unerwarteten Besuch nicht wenig erstaunt. Ludwig's Eltern aber hatten keinen geringen Schrecken; die Gräfinn fürchtete gar verhaftet und nach Frankreich abgeführt zu werden. Der Besuch mußte indeß angenommen werden.

Ein schöner Mann in goldgestickter dunkelblauer Uniform trat in das Zimmer. Ludwig that einen Freudenschrei und sprang mit offenen Armen auf ihn zu. Der Oberst war jener

Offizier, der bei Ellersee verwundet worden, sich aber indessen durch seine Einsicht und Tapferkeit so hoch erschwungen hatte. Er hatte mit seinem Regimente einige Meilen weit von Ellersee Rasttag und war die Nacht durchgeritten, um seinem kleinen Freunde Ludwig, dem Erretter seines Lebens, einen kurzen Besuch zu machen und zu sehen, wie es ihm gehe. Zu Ellersee hatte der Oberst vernommen, Ludwig befinde sich sammt seinen Eltern zu Waldenberg. Er ritt also, ohne vom Pferde zu steigen, augenblicklich dahin.

Er umarmte Ludwig mehrmals und erzählte den erfreuten Eltern, wie unaussprechlich viel Gutes Ludwig ihm erwiesen habe. Herr von Waldenberg lud ihn ein, auf dem Schlosse zu bleiben. Allein der Oberst sagte! „Nicht länger als einige Stunden; ich muß auf die Minute wieder bei meinen Leuten eintreffen.“ Er redete mit dem Grafen und der Gräfinn über deren Schicksale und sagte bei dem Abschiede: „Ich komme wieder und hoffe Sie und meinen jungen Freund Ludwig dann unter fröhlichern Umständen wieder zu sehen.“

Der Oberst hielt Wort; er kam, einige Zeit nachdem der Frieden wieder hergestellt war, nach Waldenberg und brachte Ludwig's Eltern die schriftliche Zusicherung, daß sie nach Frankreich zurück kehren durften und ihre Güter wieder zurück erhalten würden. Da der Oberst mächtige Verwandte in Frankreich hatte, so war es ihm gelungen, den Eltern Lud-

wig's diese Begünstigung zu bewirken, deren die meisten Ausgewanderten sich erst nach vielen Jahren zu erfreuen hatten. Die Menschenfreundlichkeit, womit Ludwig als ein zarter Knabe einem ausgezeichneten Offizier das Leben gerettet hatte, wurde allgemein bewundert; jedermann sagte: den Eltern eines so liebenswürdigen Kindes dürfe man die Rückkehr in ihr Vaterland nicht wehren.

Der Oberst fuhr hierauf mit Ludwig und dessen Eltern nach Ellersee. Er besuchte den Pfarrer und verehrte ihm eine schöne Sammlung guter französischer Bücher, alle in den schönsten Ausgaben und vortrefflich gebunden. Er beschenkte seine ehemaligen Hauswirthe: den Müller mit dem feinsten himmelblauen Tuche zu einem Rocke, und die Müllerinn mit Taffet von gleicher Farbe und mit Band und Spitzen. Er gab Ludwig's Pflegeeltern eine ansehnliche Summe Geldes, damit sie davon sich selbst anschaffen möchten, was ihnen das Nöthigste oder Angenehmste wäre. Ueberdieß gab er Johanna und ihren Kindern noch einen großen Pack feine Leinwand. „Dieß", sagte er, „ist für die Scharpien."

Dem Oberst war es eine große Freude, Ludwig und dessen Eltern wie im Triumphe nach Frankreich zurückzuführen. Ludwig sah sein ganzes Leben hindurch es für eine große Wohlthat an, daß er einige Jahre seiner Kindheit auf dem Lande zugebracht hatte. Sein Aufenthalt auf dem Lande

hatte nicht nur seine etwas schwächliche Gesundheit sehr gestärkt, auch sein Verstand und Herz hatten dabei sehr gewonnen. Die frommen, einfachen Sitten seiner Pflegeeltern, die jeden Tag mit Gebet anfingen und beschlossen, vor allem Bösen eine heilige Scheu hatten und alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit Ergebung und Geduld von Gott annahmen; der Unterricht und die Frömmigkeit des würdigen Landgeistlichen und der andächtige Gottesdienst in der kleinen Dorfkirche nährten und befestigten seine Gefühle für Religion und Tugend. Häusliche Andacht und öffentlicher Gottesdienst, Wort und Beispiel hatten sehr schön zusammen gewirkt, ihn wahrhaft fromm und gut zu machen. Er hatte bei seinen dürftigen, aber genügsamen Landleuten gelernt, mit wie Wenigem der Mensch gesund und zufrieden leben könne; aller unnütze Aufwand und überhaupt alles Gekünstelte und Gezierte in den Sitten blieb ihm verhaßt. Er behielt eine große Vorliebe für das Landleben. Sein Schloß in Frankreich war sein liebster Aufenthalt; nicht weil es prächtig gebaut und wohleingerichtet, sondern weil es in einer schönen ländlichen Gegend gelegen und von reichen Kornfeldern, blumigen Wiesen und schattigen Wäldern umgeben war. Gottes Werke näher zu betrachten, war seine Lust und er fand in ihrer Betrachtung eine eigene Seligkeit. Er war von einer ganz vorzüglichen Achtung gegen die niedern Stände durchdrungen; denn er hatte sich mit eigenen Augen über-

zeugt, wie viele Mühe sie sich geben müssen, die höhern Stände zu erhalten und welche edle Seelen unter manchem Strohdache wohnen. Diese Gesinnungen äußerte er in reifern Jahren sehr oft, und sein Vater, der Graf, gab ihm vollkommen recht."

„Wir haben uns", sagte der Graf, „durch eitle Prachtliebe zu weit von der Natur entfernt und Diejenigen, die von den niederigen Ständen uns zunächst stehen, traten in unsere Fußstapfen ein. Daher rührt alles Elend, alle Unordnung und alle Verkehrtheit unserer Zeiten. Wenn es besser werden soll, müssen wir zur einfachen Natur zurück kehren. Nur auf diese Art kann die Unzufriedenheit vieler Bedrängten unter dem Volke gehoben werden und auch wir werden dann zufriedener, ruhiger und glücklicher leben."

Auch Ludwig's Mutter, die Gräfinn, war dieser Meinung; eine ganz besondere Freude aber fand sie darin, die Wege der göttlichen Vorsehung in Ludwig's Geschichte zu betrachten. „Gott", sprach sie, „hat ihn mir entzogen, um mir ihn vernünftiger und tugendhafter wieder zu geben. Ein bunter Schmetterling, ein flüchtiges, unbedeutendes Geschöpf, gab die erste Veranlassung zu einer Reihe von Begebenheiten, die nicht nur für Ludwig, sondern noch für viele Menschen höchst wohlthätig waren. Einem edeln jungen Manne, dem Oberst, ward das Leben gerettet; eine arme, aber edle Familie, der Pächter Lorenz mit seinem

Weibe und seinen Kindern, wurden in bessere Umstände versetzt; uns aber ward die Bahn gebrochen, unser liebes Vaterland wieder betreten und unser väterliches Schloß wieder bewohnen zu dürfen. Ich war bei den Widerwärtigkeiten, die uns betroffen, manchmal sehr verzagt und kleinmüthig; allein nun habe ich einsehen gelernt, eine höhere, unendlich weise und gütige Macht lenkt in geheim die Schicksale der Menschen und leitet alle zu unserm Besten; und dieser Glaube ist bei allen Trübsalen, die auf unserer Lebensbahn uns treffen, der einzige feste, sichere Stab, an den wir uns halten können, um auf dem Wege in ein besseres Vaterland nicht muthlos zu erliegen."

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Neue Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde

Bd.: 3.

St. Gallen 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 315 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279548-1